

Die

# Sage vom Giftmädchen.

Von

**Wilhelm Hertz.**

# Sage vom Giftmädchen.

Die

Von

Wilhelm Hertz

Im zwölften Jahrhundert tauchte in der europäischen Literatur ein aus dem Arabischen übersetztes lateinisches Werk auf, das den Namen des Aristoteles an der Spitze trug und bald alle Schriften des Philosophen in Schatten stellte. Es führte den Titel *De secretis secretorum* oder *De regimine principum*<sup>1)</sup> und enthielt einen kurzgefassten Regentenspiegel verbunden mit Gesundheitsregeln und Sätzen der Physiognomik, welche Lehren Aristoteles, der princeps philosophorum, seinem Schüler Alexander schriftlich habe zukommen lassen, als er, zu ihm entboten, wegen hohen Alters und körperlicher Gebrechlichkeit nicht im Stande gewesen sei zu reisen. Man glaubte lange Zeit allen Ernstes in dieser Schrift die *Politica* des Aristoteles zu besitzen,<sup>2)</sup> und kein geringerer als Roger Bacon erläuterte sie mit gelehrten Glossen.<sup>3)</sup>

Der arabische Urtext, *Sirr al-asrâr* (Geheimnis der Geheimnisse), im ganzen Orient bekannt und benützt, ist in zahlreichen Handschriften zu München, Gotha, Berlin, Wien, Paris, Leiden, Oxford, Cambridge und Rom erhalten,<sup>4)</sup> hat aber leider noch keine kritische Bearbeitung gefunden. Er giebt sich für die Uebersetzung einer griechischen Urschrift aus. Valentin Rose war geneigt, dieser Behauptung Glauben zu schenken, und vermutete, der Verfasser sei ein Byzantiner des 6. oder 7. Jahr-

1) Weitere Titel s. Richard Foerster, *De Aristotelis quae feruntur secretis secretorum commentatio*, Kiliae 1888, 1.

2) Wüstenfeld, *Die Uebersetzungen arabischer Werke in das Lateinische*, s. *Abhandlg. der k. Gesellsch. der Wissensch. in Göttingen* XXII (1877), 82.

3) Th. Warton, *The History of English Poetry*, London 1840, II, 230.

4) München: Aumer, *Die arabischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München*, München 1866, 285 f. N. 650. — Gotha: Wilh. Pertsch, *Die arabischen Handschriften der herzogl. Bibliothek zu Gotha*, Teil III, Arabisch III (Gotha 1881), p. 421, N. 1869. — Berlin: Mit der Sprenger'schen Bibliothek dahin gelangt: *Catalogue of the Bibliotheca Orientalis Sprengeriana*, Giessen 1857, p. 60, N. 943. — Wien: G. Flügel, *Die arabischen, persischen und türkischen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien*, Wien 1867, III, 258. 260. — Paris: *Catalogus Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae, Parisiis* 1789, I, 201, N. 944. 945. — Fonds Asselin s. Flügel in den *Wiener Jahrbüchern* 1840, XCII, Anz.-Bl. p. 58, N. 38. — Leiden: *Catalogus Codicum Orientalium Bibliothecae Academiae Lugduno Batavae, auctoribus de Jong et de Goeje*, Lugduni 1866, IV, p. 205, N. 1952. — Oxford: *Bibliothecae Bodleianae Codicum Manuscriptorum Orientalium Catalogus, a Uri confectus, Oxonii* 1787, p. 95, N. 341, 2. — Cambridge: N. 293 s. Pertsch a. a. O. p. 422. — Rom: *Vaticana* N. 523 s. Pertsch ebenda. — Ueber die Handschriften s. Wenrich, *De auctorum Graecorum versionibus et commentariis Syriacis, Arabicis, Armeniacis Persicisque commentatio*, Lipsiae 1842, 136. Flügel, *Dissertatio de Arabicis scriptorum Graecorum interpretibus*, Misniae 1841, 10. Knust im *Jahrbuch für romanische und englische Literatur* X, 161. Steinschneider ebenda XII, 366. R. Foerster a. a. O. 1. *Revue des Études Juives* III, 241, N. 3.

hunderts gewesen.<sup>1)</sup> Allein von einer griechischen Schrift dieser Art haben wir keine Spur. Als arabischer Uebersetzer nennt sich der bekannte syrische Christ Yahya Ibn Batrik aus der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts;<sup>2)</sup> er wollte das griechische Buch bei den Sonnenanbetern im Tempel des Aeskulap gefunden haben. Doch ist es mehr als wahrscheinlich, dass Ibn Batrik an der angeblichen Uebersetzung ebenso unschuldig ist als Aristoteles an dem angeblichen griechischen Original. Wir haben es zweifellos mit einem unterschobenen arabischen Machwerk zu tun, dessen Existenz vor dem 12. Jahrhundert nicht nachgewiesen werden kann.<sup>3)</sup>

In den ersten Decennien dieses Jahrhunderts wurde nämlich der mittlere Teil des Buches, der die Gesundheitsregeln enthält, von einem spanischen Juden, Ibn Dawud aus Luna, der nach seiner Bekehrung zum Christentum den Namen Johannes Hispaniensis führte,<sup>4)</sup> aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt: *Epistola Aristotelis de conservatione corporis humani* oder *De regimine sanitatis*.

Das ganze Werk übersetzte ein französischer Geistlicher, Philipp von Tripolis, der mit dem arabischen Original in Antiochia bekannt wurde, auf den Wunsch seines Erzbischofs Guido von Valencia. Die Zeit Guidos und Philipps ist nicht genau zu bestimmen. Nur soviel ist sicher, dass diese lateinische Uebersetzung zur Zeit des Michael Scotus († um 1235) schon vorhanden war, da sie von ihm in seinem auf Verlangen Kaiser Friedrichs II. geschriebenen *Liber physionomiae* benützt wurde.<sup>5)</sup> Petrus Hispanus der Jüngere schrieb im Jahre 1441 einen Kommentar dazu, der aber noch nicht ediert ist.

Das war jenes Buch, das die Autorität des Aristoteles mehr als alle seine echten Schriften unter dem grossen Publikum ausbreitete. Es wurde allenthalben gelesen, ausgezogen, paraphrasiert und in fast alle Sprachen übersetzt.

Wir haben eine hebräische Uebersetzung, *Söd has-södöt*, welche dem Rabbi Yehuda al-Charisi († vor 1235) zugeschrieben wird,<sup>6)</sup> eine ganze Anzahl französischer

1) *De Aristotelis librorum ordine et auctoritate commentatio*, Berolini 1854, 184.

2) Ueber ihn s. Steinschneider in *Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie*, LII, 364 ff.

3) Foerster a. a. O. 23 ff.

4) Ueber Joannes Hispanus, Hispanensis, Hispaniensis, auch Hispalensis (Avendehut, Avendeath etc.) s. *Zeitschrift für Mathematik* 1871, XVI, 373. Wüstenfeld a. a. O. XXII, 25 ff. 36. Suchier, *Denkmäler provenzalischer Literatur und Sprache*, Halle 1883, I, 531. Foerster a. a. O. 25 ff.

5) Foerster a. a. O. 27 ff. Handschriften s. Fabricius, *Bibliotheca graeca*, Hamburgi 1705, III, 167, N. 7. Editio quarta curante Harles, Hamb. 1793, III, 283. Buhle, *Aristot.* I, 200. Favre, *Mélanges*, Genève 1856, II, 41, N. 1. Knust im *Jahrbuch für romanische und englische Literatur* X, 156 ff. Wüstenfeld a. a. O. XXII, 82 f. Cecioni, *Il Secretum Secretorum attribuito ad Aristotele* s. II *Propugnatore*, N. S. II, Parte II, 84 ff. (Bologna 1889). Drucke s. Knust ebenda X, 272 ff. Brunet, *Violier des Histoires Romaines*, Paris 1858, 429.

6) J. Chr. Wolf, *Bibliotheca Hebraea*, Hamburgi et Lipsiae 1715, 222. Wenrich a. a. O. 139. 141 f. Dukes, *Salomo ben Gabirol*, Hannover 1860, I, 33. Steinschneider, *Hebr. Biblioth.*

in Prosa und in Versen,<sup>1)</sup> unter denen als die interessantesten hervorzuheben sind: die poetische Bearbeitung von Pierre d'Abernun, der wohl mit Pierre de Peckham (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) identisch ist,<sup>2)</sup> und die freie Prosabearbeitung von Joffroi de Watreford und Servais Copale (um 1300).<sup>3)</sup> Ferner besitzen wir das Buch ganz oder teilweise bearbeitet im Spanischen,<sup>4)</sup> im Katalanischen,<sup>5)</sup> im Limosinischen,<sup>6)</sup> im Provenzalischen<sup>7)</sup> und im Italienischen,<sup>8)</sup> mehrfach im Englischen,<sup>9)</sup> darunter eine selbständige Bearbeitung von John Lydgate, der darüber starb, eine gereimte Bearbeitung im Mittelniederländischen, dem Jakob von Maerlant zugeschrieben,<sup>10)</sup> endlich zahlreiche prosaische und gereimte Bearbeitungen im Deutschen.<sup>11)</sup>

IX, 44 ff. XI, 74. Jahrbuch für romanische und englische Literatur XII, 366 f. Wüstenfeld a. a. O. 83. Revue des Études Juives III, 241.

1) Hist. litt. XXX, 589.

2) Hist. litt. XIII, 115 ff. P. Meyer in der Romania XV, 288. Héron, La légende d'Alexandre et d'Aristote, Rouen 1892, 17 ff.

3) Wüstenfeld a. a. O. 83. Gidel im Annuaire de l'Association pour l'encouragement des Études grecques en France, VIII, 303 ff. Foerster a. a. O. 32 f. G. Paris, La littérature française au moyen âge<sup>2</sup> § 101. Andere aus dem 13. und 14. Jahrhundert verzeichnet P. Meyer, Romania XV, 168 f. 188 ff. Knust im Jahrbuch für romanische und englische Litteratur X, 162 ff. Chabaille, Li Livres dou Tresor par Brunetto Latini, Paris 1863, p. VI.

4) Knust im Jahrb. X, 153 ff. 275 ff. 303 ff. Amador de los Rios, Historia critica de la literatura española, V, 251, vergl. III, 546. IV, 94.

5) Knust ebenda X, 155. Amador de los Rios III, 546. Helfferich, Raymund Lull, Berlin 1858, 54, Anm. 46.

6) Knust ebenda X, 155.

7) Reinsch in Herrigs Archiv LXVIII, 9 ff.

8) Knust ebenda X, 164. 274. Favre, Mélanges II, 41, N. 5. Mussafia in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Phil.-hist. Cl. CVI, 507. R. Foerster a. a. O. 32, N. 4. Cecioni im Propugnatore N. S. II, Parte II, 89 ff.

9) Warton, Hist. of English Poetry II, 230 f. Knust ebenda X, 165. Wüstenfeld a. a. O. 83. Gower benützte die Secreta für das 7. Buch seiner Confessio Amantis, Occleve für sein Hauptwerk, The Governail of Princes (Aster, Das Verhältnis des altenglischen Gedichtes De regimine principum von Thomas Hocceve zu seinen Quellen, Leipzig 1888, 17 ff. Bernh. ten Brink, Geschichte der englischen Litteratur, Strassburg 1893, II, 225).

10) De Heimelijckheid der Heimelijckheden, dichtwerk, toegekend aan Jacob van Maerlant, uitgegeven door Clarisse, Dordrecht 1838. Kausler, Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur, Tübingen 1844, II, 483 ff. III, 289 ff. Vergl. Jonckbloets Gesch. der Niederländischen Literatur, Deutsche Ausg. v. W. Berg, Leipzig 1870, I, 228. 239. Martin in der Zeitschr. f. deutsche Philol. I, 170.

11) Zusammengestellt von Toischer, Die altdutschen Bearbeitungen der pseudo-aristotelischen Secreta Secretorum, Prag 1884. Vergl. Steinmeyer im Anz. f. d. A. XI, 91. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie VI (1884) N. 981. VII (1885) N. 1214. — Scheffel, Die Handschriften altd deutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen, Stuttgart 1859, 46, N. XXXVI, 10. — Joseph Haupt in den Wiener Sitzungsber. Phil.-hist. Cl. LXXI, 506. 511 ff. 514, Anm. 1. — Rudolf von Ems hatte eine Bearbeitung der Secreta seinem Alexander eingefügt, die aber leider vom Schreiber ausgelassen wurde. O. Zingerle, Die Quellen zum Alexander des R. von Ems, Breslau 1885, 122. — Eine

Die *Secreta Secretorum* zeigen den Aristoteleskult der Orientalen auf seinem Höhepunkt. In der Einleitung wird gesagt, dass viele Gelehrte den Philosophen wegen seiner Liebe zur Gerechtigkeit und seines Strebens nach Wahrhaftigkeit unter die Zahl der Propheten gerechnet haben, ja in den Chroniken der Griechen sei die Nachricht zu lesen, dass Gott ihm geoffenbart habe: „Siehe, du stehst zu mir so, dass ich dich eher einen Engel als einen Menschen nenne“;<sup>1)</sup> der erhabenen Wunder, die er vollbracht, seien so viele, dass ihre Aufzählung zu lang würde; über seinen Tod gebe es widersprechende Meinungen: einige sagen, er sei zum Himmel gefahren in einer Säule von Licht.<sup>2)</sup>

Im ersten Teile des Werkes ist sodann eine Erzählung eingeschaltet, wie Aristoteles durch sein Wissen das Leben Alexanders vor einem tückischen Anschlag gerettet habe. Ich gebe sie, da der arabische Text der Münchner Handschrift verderbte Lesarten zu haben scheint, nach einem lateinischen Incunabeldruck.<sup>3)</sup>

Alexander, so schreibt Aristoteles, denk an die Tat der Königin von Indien, wie sie dir unter dem Vorwande der Freundschaft viele Angebinde und schöne Gaben übersandte. Darunter war auch jenes wunderschöne Mädchen, das von Kindheit auf mit Schlangengift getränkt und genährt worden war, so dass sich seine Natur in die Natur der Schlangen verwandelt hatte. Und hätte ich sie in jener Stunde nicht aufmerksam beobachtet und durch meine Kunst erkannt, da sie so furchtbar ungescheut und schamlos ihren Blick unablässig an das Antlitz der Menschen heftete, hätte ich nicht daraus geschlossen, dass sie mit einem einzigen Bisse die Menschen töten würde,

---

mitteldeutsche Reimbearbeitung des 14. Jahrhunderts, herausgegeben von Toischer, *Aristotilis Heimlichkeit*, Wiener-Neustadt 1882. Vergl. Anz. f. d. A. IX, 231. Literaturblatt für germ. und rom. Philol. III (1882), 325. Jahresbericht IV (1882), N. 675. V (1883), N. 923.

1) Das klingt wie eine verirrte Erinnerung an den bekannten Orakelspruch, mit dem die Pythia Lyburg begrüßte. Herodot I, 65. Plutarch, *Lycurgus* 5 (Op. ed. Reiske I, 167).

2) Nach dem arabischen Text in der Münchner Handschrift, welchen Herr Kollege Hommel für mich einzusehen die Gefälligkeit hatte. In einer Gruppe von Uebersetzungen wird die letzte Angabe von Aristoteles' Himmelfahrt den Peripatetikern zugeschrieben, z. B. in dem lateinischen Druck des 15. Jahrhunderts o. O. u. J. auf der Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 508, c. 1, in der deutschen Uebersetzung der Nonne von Zimmern 1282, Handschr. der Münchner Bibliothek: Cod. germ. 288, Bl. 240<sup>d</sup>, bei Gottfried von Watreford, s. Hist. litt. XXI, 219, im französ. Druck *L'Histoire de l'estat et du gouvernement des roys*, Paris o. J. Bei Lorchner lautet die Stelle (Bl. 1<sup>a</sup>): *Man findet auch in den alten Kriechischen büchern, das Got der almechtig hab jm seinen Engel gesant vnd lassen sagen, ich nenne dich billicher ein Engel dann ein menschen, wann er vil wunderwerck gethon hat vnd gewirckt, das es vil zu lang were alles zu sagen. Wie er aber tod sey, sagen die bücher nicht alle gleich, doch sprechen die Meyster, die man nennet Peripathetici, er sey in eyner fewrin saul auffgestygen in den fewrigen himel.* — Die ganze Stelle fehlt in dem alten lateinischen Druck der Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 209, 4<sup>o</sup> und in der niederländischen *Heimelijckheid*.

3) Münchner Bibliothek: Inc. s. a. 208, 4<sup>o</sup>, c. XXVIII. Der Wortlaut des Textes und die Kapitelzählung variieren stark in den verschiedenen Handschriften und Drucken. In der abweichenden und stark gekürzten Redaktion: Inc. s. a. 209, 4<sup>o</sup> steht die Erzählung im 13. Kapitel.

was sich dir hernach durch eine angestellte Probe bestätigt hat, so hättest du in der Hitze der Beiwohnung den Tod davon gehabt.<sup>1)</sup>

Die Erzählung fehlt natürlich in der ältesten lateinischen Uebersetzung des Johannes Hispaniensis, welche nur den zweiten Teil der Secreta, die Gesundheitsregeln, wiedergibt, und daher auch in deren provenzalischer und altneapolitanischer Nachbildung, auch in dem Auszug der Secreta, den der Professor Franciscus Taegius von Pavia in seine Aurea Graecorum sapientum collectanea (Papiae 1516) aufnahm.

Die von Toischer veröffentlichte mitteldeutsche Uebersetzung des 14. Jahrhunderts giebt die Stelle folgendermassen wieder (v. 1339 ff.):

<i>O Alexander, du salt gedenken,</i>	<i>und mit kunstenreicher list</i>
<i>wie dir wolde schenken</i>	<i>gepruvet in derselben vrist</i>
<i>die kunigin von India;</i>	<i>daz sie so ungehure was</i>
<i>die sant dir schone gabe da</i>	<i>(an irm sehen kos ich daz:</i>
<i>von ir vruntlichen hant,</i>	<i>ez waz so grulich getan,</i>
<i>ouch wart da mite gesant</i>	<i>sie sach die lute hertlichen an,</i>
<i>ein juncvrowe schone und zart,</i>	<i>des was ich so gewisse</i>
<i>die von kuniclicher art</i>	<i>sie tote swen sie bisse;</i>
<i>erzogen wart mit vergifte</i>	<i>daz du dar nach ervures gar</i>
<i>von der natir gestifte,</i>	<i>daz es was genzlichen war),</i>
<i>daz alle ir nature</i>	<i>du werst vor ir nicht genesen.</i>
<i>waz wurden ungehure</i>	<i>wer ich alleine nicht gewesen,</i>
<i>und den slangen gliche.</i>	<i>du werst von ir minne</i>
<i>het ich nicht wisliche</i>	<i>des todes wurden inne.</i>

In der Prosaübersetzung des Dr. Johann Lorchner in Spalt, *so beyder Kayser Fridrichs vnd Maximilians Löblicher gedechnuss Ratt vnd Mathematicus gewesen*, steht die Erzählung im 22. Kapitel.<sup>2)</sup>

Die hebräische Uebersetzung bringt sie im 2. Kapitel.<sup>3)</sup> Der französische Uebersetzer Gottfried von Watreford, der in freier Weise mit seinem Urtexte verfuhr und wegliess, was ihm misfiel, scheint sie übergangen zu haben.<sup>4)</sup> Dagegen findet sie sich bei Peter von Abernun (oder von Peckham)<sup>5)</sup> und im 28. Kapitel der französischen Prosaübersetzung, die mir in einem alten undatierten Pariser Drucke vorliegt.<sup>6)</sup>

1) Ebenso im Neapolitanischen Druck von 1555 s. Favre, *Mélanges* II, 42, N. 3.

2) Das allerredlest vnd bewertest Regiment der gesundheit, Auch von allen verporgenen künsten vnd Königlichen Regimenten Aristotelis, das er dem Grossmechtigen König Alexandro zugeschrieben hat. Augspurg, Hainrich Stainer, 1530, Bl. XII<sup>b</sup>. Das Buch wurde aus dem Nachlasse Lorchners herausgegeben von Johann Besold.

3) Steinschneider, *Zur pseudepigraphischen Literatur*, Berlin 1862, 66, Anm. 1.

4) Wenigstens fehlt sie in Le Clercs Auszug in der *Hist. litt.* XXI, 216 ff.

5) Die Stelle s. Héron, *La Légende d'Alexandre* 32.

6) *L'Histoire de lestat et du gouvernement des roys et des princes appelle le secret des secretz lequel fist aristote au roy alexandre*. Nouuellement inprime a Paris par Alain Lotrian et Denis Janot.

In der spanischen Prosa im Escorial ist die Königin von Indien zu einer *reyna de los de Nicomedia* geworden.<sup>1)</sup>

In der gereimten mittelniederländischen Bearbeitung, die uns unter Jakobs von Maerlant Namen überliefert ist, steht die Erzählung v. 763 ff.<sup>2)</sup> Ausserdem behandelt sie Maerlant in seinen *Alexanders Geesten* (um 1257). Hier unterhält ein Ritter während der Nachtwache seine Genossen damit: Bald nach Alexanders Wettkampf mit König Nikolaus von Akarnanien (*Clause van Atervaen*),<sup>3)</sup> also beim Beginne seiner Laufbahn, wurde die *maghet hovesch ende vri* von der Herrin von Indien an den König geschickt. Sie war vollkommen an allen Gliedern und so unterrichtet, dass sie ihre Botschaft gut in griechischer Sprache sagen konnte. Alexander verliebte sich sofort und liess ihr durch seinen Knappen einen Antrag machen. Aber Aristoteles durchschaute mit seiner Kunst, dass sie mit Schlangen und Gift (*met serpente ende met venine*) aufgezogen war, und bewies dem König offenkundig, dass jeder, der mit ihr zu tun habe, sofort sterben müsse.<sup>4)</sup>

Die Abweichungen in den Einzelheiten zeigen, dass Maerlant, während er seinen Alexander schrieb, die *Secreta Secretorum* nicht vor sich hatte, sondern die Erzählung aus dem Gedächtnis und aus freier Erfindung zusammenstellte. Die Uebersetzung der *Secreta* ist erst später entstanden, wie auch Jonckbloet annimmt.<sup>5)</sup>

Um Maerlants Zeit wurde die Sage von dem Minoriten Johannes Wallensis in sein *Compendiloquium* und dann nach einem besseren Text in sein *Communiloquium* aufgenommen.<sup>6)</sup>

Der sagenkundige katalanische Dichter Guylem de Cervera (2. Hälfte des 13. Jahrhunderts) bezieht sich in seinem grossen Spruchgedicht wiederholt auf unsere Erzählung. Einmal, wo er von den Weibertücken spricht, bemerkt er: Der Inder wollte durch ein Weib Alexander umbringen.<sup>7)</sup> Und später, wo er Vorsicht gegenüber Geschenken einschärft, fährt er fort: Alexander nahm von Indien Gabe und die Jungfrau, welche seine Leidenschaft zu erregen dachte; denn sie war so schön. Wäre

1) Knust im Jahrbuch für romanische und englische Literatur X, 287. Steinschneider, ebenda XII, 372.

2) Ausg. von Clarisse 68.

3) Dass Alexander den Nikolaus im Wagenrennen besiegt, steht unter den lateinischen Uebersetzungen des Pseudo-Kallisthenes nur bei Julius Valerius (I, 18. 19) und in der Epitome. In der *Historia de preliis* ist aus dem Wagenrennen ein Krieg geworden (c. 17). Maerlant schöpfte also hier aus der Epitome.

4) I, 1150 ff.

5) Geschichte der niederländischen Literatur I, 228. 239. Nach Jan de Winkel, der sie Maerlant unbedenklich zuschreibt, um 1266 (Pauls Grundriss der germanischen Philologie, Strassburg 1890, II, 466).

6) *Compendiloquium*, Pars III, *Distinctio* V, c. 17. Argentorati 1518, fol. 128<sup>b</sup>. — *Communiloquium*, Pars I, *Distinctio* III, c. 12, fol. 21<sup>d</sup>.

7) *L'indienchs vole ab femna Alaxandri aucir*. Romania XV, 96, Str. 1000.

Aristoteles nicht in der Astronomie unterrichtet gewesen, hätte Alexander durch Geschenke alles, was er hatte, verloren.<sup>1)</sup>

Eigentümlich ist die Fassung der Sage bei dem gleichzeitigen Frauenlob, der in einem seiner rätselreichen Sprüche davon handelt:

*Ein künigin üz Indiâ diu was sô kluoc,  
daz ir genuoc  
in meisterlicher stifte  
nerte mit vergifte  
von kintheit uf ein stolze magt, diu gap nâch der schrifte  
giftwort, ouch sehen uf gâhen tôt, der kam swar sî daz karte.  
Dem künige Alexander wart diu maget gesant,  
daz er zu hant  
erstürbe ab ir gesichte,  
sî daz vrî gerichte  
brêcht in ir lant; ein meister sach an ir valsch geschichte,  
der gap ein wurz des küniges munt, diu von der nôt in scharte.  
Ir vürsten, seht uf, wen ir habet,  
dem ir ze tiefez twingen grabet,  
daz ir iht snabet,  
ob er iuch labet.  
des tôdes meit twanc nît. erdrabet  
durch nôt der vuhs spil winden stabet.  
list, milten muot, gnâd ob im traaget, alsam der meister larte.<sup>2)</sup>*

Es wird nicht unerwünscht sein, dieses Deutsch zu verdeutschen: Eine Königin aus Indien, die war so klug, dass ihre Geschicklichkeit in meisterlicher Anstiftung eine stolze Magd von Kindheit auf mit Gift ernährte; die gab nach der Schrift Giftworte (d. h. der Hauch ihres Mundes beim Reden vergiftete), auch Blicke, die jähen Tod brachten; der kam, wohin sie dieselben kehrte. Dem König Alexander ward die Magd gesandt, dass er sofort von ihrem Anschauen stürbe und sie die Freiheit brächte ihrem Lande.<sup>3)</sup> Ein Meister sah an ihr falsche Art; der gab dem König ein Kraut in den Mund, das von der Gefahr ihn befreite (eigentlich trennte). Ihr Fürsten, seht zu, wen ihr (vor euch) habt, dem ihr zu tiefe Bedrückung auferlegt (eingrabt), dass

1)	<i>Alexandri pres do</i>	<i>Aristotils no fos</i>
	<i>D'Indis et la puciela</i>	<i>Après d'astronomia,</i>
	<i>Quel cuydet passio</i>	<i>Alexandri per dos</i>
	<i>Dar, car era tam biela.</i>	<i>Perdera quant avia.</i>

Romania XV, 107, Str. 1149. 1150.

2) Ettmüllers Ausg. 54, Spruch 46 und Anm. S. 299. v. d. Hagen, Minnesinger III, 111<sup>a</sup>, Spruch 3. Vergl. Bech in der Germania XXIX, 5.

3) Ich lese mit Bech *brêcht* für *brâht*. Germania XXIX, 5.

ihr nicht zu Falle kommet, wenn er euch eine Labung reicht. Des Todes Maid zwang der Hass. Der ereilte Fuchs macht aus Not den Windhunden Blendwerk vor. Klugheit, milden Sinn, Gnade erweist ihm (dem Unterworfenen), wie der Meister lehrte.

Frauenlob will also mit unserer Sage ein Beispiel geben, was der Gewaltherrscher von der Verzweiflung der Unterdrückten zu gewärtigen habe. Die Königin von Indien zählt nach ihm zu den von Alexander beherrschten Fürsten. Neu ist in seiner Darstellung, dass die Jungfrau nicht durch ihren Biss, sondern schon durch den Hauch ihres Mundes, ja selbst durch ihren Blick tötet. Das beruht, wie wir sehen werden, auf einer vom gemeinen Text abweichenden Lesart der lateinischen *Secreta*. Ohne Analogon ist das Schutzmittel des Meisters — sein Name wird nicht genannt —, das Kraut, das er dem König in den Mund giebt. Dunkel bleibt, wie darunter nach des Dichters Hindeutung am Schlusse eine Lehre kluger Milde verstanden werden soll. Doch in Dunkelheit suchte ja Frauenlob seine Grösse.

Auf eine ähnliche Gestalt der Sage geht auch die Erzählung Hugos von Trimberg im Renner<sup>1)</sup> zurück: Man liest, dass über ferne Lande eine Jungfrau an Alexander geschickt wurde, die bei ihm anlangte, als er eben mit seinen Leuten zu Tische sass. Die Jungfrau war so schön, dass sie die Augen des Königs auf sich zog; denn sie glänzte wie eine Glut. Aber ein Meister, der Aristoteles hiess, beobachtete das und sprach: Herr, folget mir, wendet Eure Augen schnell von ihr ab und schickt sie ferne von Euch, oder Ihr seid ein toter Mann. Während er das heimlich sprach, sah die Magd den König immer fester an und wollte eine längere Botschaft ausrichten. Aber der König unterbrach sie, gieng weg zu andern Geschäften und hiess die Maid wohl pflegen. Da sprach der Meister, sie sei voll Gift im Fleisch und im Gebein und ihr Blick sei so böse, dass er dem, der sie lange ansehe, zum Schaden werde; wer sie aber berühre, der müsse sterben; denn von Kindheit auf sei sie von ihrer Herrin mit Natternfleisch gespeist worden. — Nun sollet ihr alle merken, dass der Neider Fleisch gar giftig ist, die mit den Leuten verkehren und doch manches Menschen Tod gerne sehen.

Der König Sancho IV von Kastilien, der in seinen Ermahnungen und Lehren (vollendet um 1292) ganze Stellen aus den *Secreta Secretorum* anführt, bringt auch unsere Erzählung in wörtlicher Uebersetzung wieder, nur dass er auf die Probe, die Alexander nach dem Rate des Aristoteles anstellt, ausführlicher eingeht: Der König lässt einen zum Tod verurteilten Mann herbeiholen; das Mädchen beisst ihn, und er stirbt auf der Stelle.<sup>2)</sup>

Gegen Ausgang des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts fand der Bericht der *Secreta* in freier Bearbeitung Aufnahme in den *Gesta Romanorum*, was zu ihrer

1) Franckfurt am Meyn 1549, 74.

2) *Lo que tú mismo probaste cuando le mandaste un home judgado á muerte, é ella mordióle, é luego morió á golpe.* Castigos é Documentos del Rey Don Sancho, c. LIX (Biblioteca de Autores Españoles, Madrid 1860, LI, 187).

Verbreitung nicht wenig beigetragen hat. Hier ist es eine Königin des Nordens (*regina aquilonis*), die, als sie von Alexanders Herrschaft und seiner Unterweisung durch Aristoteles erfährt, ihre eigene Tochter von der Geburt an mit Gift aufzieht und dann, nachdem sie zu sinnberückender Schönheit erblüht ist, an Alexander schickt, dass sie seine Buhle werde. Den bei ihrem Anblick sofort in Liebe entbrannten König lässt Aristoteles auch hier die Probe mit einem zum Tode Verurteilten machen. Dieser küsst sie vor aller Augen und fällt sogleich tot zu Boden. Alexander preist seinen Meister, dass er ihm das Leben gerettet habe, und schickt die Jungfrau ihrer Mutter zurück.

Der lateinische Vulgärtext, vertreten durch die ältesten Drucke von Utrecht und Köln (1472—1475), giebt die Erzählung im 11. Kapitel mit der Ueberschrift *De veneno peccati, quo quotidie nutrimur*.<sup>1)</sup> Sie findet sich im Codex Harleianus 2270 in London, dem Hauptvertreter der in England geschriebenen Handschriften,<sup>2)</sup> wie sie auch in der alten englischen Uebersetzung enthalten ist.<sup>3)</sup> Dagegen fehlt sie in der überwiegenden Mehrzahl der in Deutschland geschriebenen Handschriften — von 75 haben sie nur 13 — und ebenso in der deutschen Uebersetzung.<sup>4)</sup> Die alte französische Uebersetzung, *Le Violier des histoires romaines moraliseez*, vom Jahr 1521, bringt sie im 11. Kapitel.<sup>5)</sup>

Aus den *Gesta Romanorum* schöpfte Gringore die erste gereimte Erzählung seiner *Mère Sotte* (Paris 1525), doch mit Unterdrückung der Namen: statt Alexander nennt er einen *impeateur*, statt Aristoteles *ung saige clerc son maistre*.

In geradezu dürftiger Einfachheit erscheint die Sage bei dem Obersachsen Heinrich von Mügeln um die Mitte des 14. Jahrhunderts in seinen „*III lied von dreyerlay maynung*“, in des Dichters „langem Ton“ verfasst:

*Mit gift ain kind erczoyen ward in India,  
von ainer künigin zu Alexandria  
gesandt auf argk gar sunder tugend preyse,*

1) Ausg. von Adelbert Keller, Stuttgart und Tübingen 1842, I, 16. Ausg. von Oesterley 288, Nachweise 714. Marcus Landau, *Die Quellen des Decamerone*<sup>2</sup>, 225 f. Die handschriftliche Vorlage des Vulgärtextes ist verloren.

2) Ausg. von Oesterley 175, N. 6, vergl. 245.

3) Herrtage, *The Early English Versions of the Gesta Romanorum*, London 1879, 340.

4) Sie fehlt in der ältesten, dem Berliner cod. germ. 643, vor 1377 geschrieben (bei Oesterley N. XXII, S. 82), steht aber in der nächstältesten, der Kolmarer Handschrift, gleichfalls noch aus dem 14. Jahrhundert (N. LXXI, S. 175, c. 6). Die übrigen Handschriften, in denen sie vorkommt, sind: aus dem 15. Jahrhundert eine Würzburger (N. XV, S. 63, c. 6), eine Berliner (XXIII, S. 87, c. 9), eine Pomersfeldener (XXVIII, S. 103, c. 51), eine Coblenzer (XXX, S. 108, c. 9), eine Wallersteiner (XXXVIII, S. 126, c. 88) und 5 Münchner (LIII, S. 148, c. 10. LIV, S. 158, c. 11. LVII, S. 162. LVIII, S. 162. LXVI, S. 174), endlich 2 Münchner aus dem 17. Jahrhundert (LXII, S. 166. c. 12. LXVIII, S. 175).

5) *Nouvelle édition par Brunet*. Paris 1858, 28.

durch das der held gewaltig mechtig vnd verwegen  
 nun solt auf seines lebens zil sein beygelegen.  
 das want her Aristotiles der weyse;  
 wann er wol sach, das giftig gar  
 es was vnd in der selben gifte schone  
 gar mynniglichen lauter clar  
 von antlicz vnd von leib auf schwache lone.  
 der selbig weyse maister hiess  
 mit kundighait es tilgen vnd vernichten:  
 schier daz geschach, des man nit liess.  
 sunst (l. sus) kund er arges wol von argem rikten.  
 Nun wolt ich, das die künig vnd fürsten söliche maister hielten,  
 die sie behüetten vor dem gift  
 vnd vor der trift,  
 die schant vnd schade pringen mag, daz sie die von in schielten.<sup>1)</sup>

Die Moralisatio der Gesta Romanorum sah in der giftgenährten Jungfrau ein Symbol der Fleischeslust und Schlemmerei (*luxuria et gula*), die an leckerer Kost, dem Gift der Seele, sich nähren. Eine andere Verwendung fand die Geschichte bei den populären Predigern des 15. Jahrhunderts, wie dem Basler Minoriten Johannes Gritsch (um 1430)<sup>2)</sup> und Felix Hemmerlin (um 1450),<sup>3)</sup> die sie anführten, um zu zeigen, welche Macht die anerzogene Gewöhnung auf die Menschen ausübe.

Eine ganz eigenartige, freie Behandlung der Sage bietet uns ein französisches Prosawerk aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das von averroistischem Geiste angehauchte Zwiegespräch des Königssohnes Placidus mit seinem Lehrer, dem weisen Timäus, worüber Ernst Renan in der *Histoire littéraire* berichtet hat.<sup>4)</sup> Das Werk liegt in drei verschiedenen Texten vor. Die zwei älteren, handschriftlichen, sind bis jetzt noch unediert; der dritte, der am Anfang des 16. Jahrhunderts einer unter dem Titel *Le Cueur de philosophie* von Antoine Vérard gedruckten Kompilation einverleibt wurde, giebt die Erzählung von der *pucelle venimeuse* folgendermassen wieder: Als Alexander geboren wurde, liess ein benachbarter feindlicher König durch Looskundige die Zukunft erforschen, und es ergab sich, dass er von diesem Kinde, wenn es am Leben bleibe, den Tod haben werde. Daher bedachte er, wie er es auf eine schlaue Art aus dem Wege räume, und befahl insgeheim eine Anzahl neugeborener Mädchen von guter Herkunft mit tötlichem Gifte zu nähren. Sie starben alle bis auf eines; das

1) Münchner Cod. germ. 5198, Bl. 54<sup>a</sup>.

2) *Quadragesimale fratris iohannis gritsch ordinis fratrum minorum*, Inkunabel o. O. u. J. unter *Dominica decima quinta*, im Druck von 1484 o. O. K 3<sup>a</sup>.

3) *Felicis malleoli vulgo hemmerlin Decretorum doctoris iureconsultissimi De Nobilitate et Rusticitate Dialogus*, Inkunabel o. O. u. J. c. 5, fol. 17<sup>a</sup>.

4) XXX, 567 ff.

aber erwuchs zu einer wunderschönen Jungfrau und lernte lieblich die Harfe schlagen. Dabei war es so giftig, dass es die Luft mit seinem Gifte verderbte und die Tiere tötete, mit denen es zusammen wohnte. Einst wurde der König von einem grossen, übermächtigen Heere belagert und sandte in der Nacht die Jungfrau schön geschmückt mit zwei anderen nicht giftigen zu den Feinden hinaus, dass sie vor ihrem König die Harfe spiele. Dieser, von ihrer Schönheit berückt, lud sie heimlich in sein Zelt ein, um sich mit ihr zu vergnügen; sobald er sie aber küsste, fiel er tot zu Boden, und dasselbe Schicksal fanden an diesem Abend noch viele andere Ritter, die sich an das Mädchen herandrängten. Um dieselbe Zeit machten die Belagerten einen Ausfall und überwältigten das führerlose Heer der Feinde. Von da an hiess der König das Mädchen noch sorgsamer hüten und mit noch reinerem Gifte nähren als bisher. Mittlerweile erwuchs Alexander zu den Waffen und begann seine Kriege, besiegte und erschlug den Darius und machte seinen Namen zum Schrecken eines grossen Teiles der Welt. Nun liess der König, der in steter Furcht vor ihm lebte, vier Mädchen prächtig ausrüsten, und das fünfte war die giftige Jungfrau, die alle andern an Schönheit und Anmut, an reichem Schmuck und holdem Gebaren übertraf. Sie sandte er als Zeichen des Gehorsams und der Liebe an Alexander, zusammen mit fünf schmucken jungen Edelknaben, mit guten Rossen, grossem Gut und schönen Juwelen, um so seinen Verrat besser zu verbergen. Als Alexander die reizende Harfnerin sah, konnte er kaum an sich halten, dass er nicht auf sie zulief und sie liebkosend in die Arme schloss. Aber Aristoteles, ein weiser und gelehrter Mann an seinem Hofe, und Sokrates, sein Meister, erkannten das Gift der Jungfrau und duldeten nicht, dass er sie berührte. Er wollte ihren Worten nicht glauben, wagte aber doch nicht, seinem Meister Sokrates zu widersprechen. Da liess Sokrates zwei wohlgeschmückte Sklaven herbeiholen und die Jungfrau küssen, und einer nach dem andern fiel tot nieder. Auch Hunde und Pferde, die sie berührte, starben sofort. Als Alexander sah, dass sein Meister Recht hatte, gab er Befehl, das Mädchen zu enthaupten und fern von den Leuten zu verbrennen. Am selben Abend starben noch viele Ritter und Barone, die das Mädchen berührt hatten. So hatte Alexander noch stärkeren Anlass als bisher, dem, der ihm solches Geschenk gesandt, übles zu tun. Doch davon hier nichts weiter. Die alten Philosophen und Naturkundigen nannten das besprochene Gift *anapellis* (d. h. *napellus*).<sup>1)</sup>

Sokrates, der in unserem Dialog auch sonst neben Aristoteles als Lehrmeister Alexanders genannt wird<sup>2)</sup> und hier geradezu die erste Stelle einnimmt, wurde auch von Nizami unter den Weisen am Hofe des Königs mit aufgeführt.<sup>3)</sup> Dieser Meister Sokrates, die Mehrzahl der mit Gift genährten Kinder und die Benennung des Giftes

1) Hist. litt. XXX, 579 ff. *anapellis* heisst das Gift auch im Text der Handschr. von St-Germain, s. ebenda 581.

2) Ebenda 575.

3) Bacher, Nizâmi's Leben und Werke, Leipzig 1871, 86.

beweisen, dass dem Verfasser ausser den *Secreta Secretorum* noch andere orientalische Ueberlieferungen bekannt waren, von denen später die Rede sein wird.

Dasselbe gilt von der Erzählung, welche Johann Lange von Lemberg, pfalzgräflicher Leibarzt zu Heidelberg († 1565), in seiner Briefsammlung anführt: *Nosti puellam praesentissimo napelli veneno nutritam et puellari venere decoram, ab rege Indorum Alexandro Magno dolo muneri datam. Cuius scintillantes et serpentum more nictantes oculos quum Aristoteles illius praeceptor vidisset: Caue tibi ab hac, inquit, o Alexander: hac nempe tibi exitium paratur. Nec iudicio Aristotelis defuit euentus. Nam plerique proci virginis commercio intoxicati interierunt.*<sup>1)</sup> Lange beruft sich hiebei auf Aristoteles, *De Regimine principum*, Galenus, Averroës und Avicenna.

Aus Langes Briefen gieng diese Fassung in die vielgelesenen Memorabilien des französischen Arztes Anton Mizaud († 1578) über.<sup>2)</sup> Die Stelle wird von dem Augsburger Professor und Stadtbibliothekar Georg Henisch († 1618) in seiner Uebersetzung mit eigenen Zutaten folgendermassen wiedergegeben: *Es ward eine schöne, gewaltige Indianische junckfraw von dem König auss India vnterm schein eines vertrags vnd friedens dem König Alexandro zugeschickt, welche aber von jugend auff mit nichten anders als mit lauter gifft gespeiset, welchs Cicuta oder Napellus heisset. Als nun der Preceptor Aristoteles sahe, dass sie nicht essen wolt von den speissen, so ander leut assen, sondern man muste jren jr giftige Napellisch speiss bringen, jtem das gifft scheineth jhr zu den augen auss, da sagt er zu dem König, er solte sich jres beywonens enthalten, dann es steckte gewiss ein grosser betrug darhinder. Der König volget seines Preceptoris trewen rhat vnd verschaffet, dass sie anderen Junckern an seinem Hof zu beschlaffen vberantwortet wurde. Solche Junckherrn lagen alle todt, so bald sie dise berürten. Da war kundt, wie es der König auss India mit seinem geschenck gemeint hat.*<sup>3)</sup>

Den Text Henischs hat Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer zu Mohorn in Sachsen († 1603) seiner Darstellung zu Grunde gelegt, doch nicht, ohne seinerseits wieder in Einzelheiten abzuweichen: *Es schreibet Galenus lib. 3 de natura simplicium,*

1) *Epistolarum medicinalium volumen tripartitum*, Lib. I, ep. 12. Francofurti 1589, 57 f. Lange wiederholt die Erzählung L. I, ep. 69, p. 407.

2) *Puella insigni pulchritudine decora, sed napelli veneno educata, ab Indorum rege doloso muneri Alexandro Magno data fuit. Cuius scintillantes et serpentum more nictantes oculos cum Aristoteles vidisset, o Alexander, inquit, caue tibi ab hac, nam virus pestilentissimum alit, vnde tibi exitium paratur. Nec iudicio defuit euentus: plerique enim proci, puellae huius commercio intoxicati interierunt. Autores sunt Arist., Plin., Auerrois, Galen., Avic. et alii multi.* Mizaldus, *Memorabilium Centuria I*, aphorismus 59, Lutetiae 1566. Bl. 9<sup>b</sup>. Wiederholt von dem Freiburger Arzt Johann Schenck in seinen *Observationes Medicae*, Francofurti 1600, II, 726, und von dem Portugiesen Gaspar de los Reies in seinem *Elysium jucundarum quaestionum campus*, Bruxellae 1661, p. 483.

3) Neünhundert Gedächtnuss-würdige Geheimnuss vnd Wunderwerck, in Höchhteutsche sprach gebracht, Basel 1575, 36.

vnd stimmet mit jhm Aristoteles, Plinius, Auerroes, Avicenna vnd andere mehr, dass der König aus India vnter einem schein des vertrags vnd friedes dem Alexandro Magno eine vberaus schöne Indianische Jungfraw zugeschicket, welche von jugend auff vnter andern auch allerley giftige ding vnd sonderlichen das giftige Kraut Napellum ohne allen Schaden jhrer Gesundheit hat pflegen zu essen, in meinung, wenn der König mit jhr würde zu schaffen haben, so solte er durch ihren giftigen Athem und anhauchen inficiret vnd vergiftet werden, welches auch geschehen were, wens nicht sein Praeceptor, der Aristoteles, gemercket vnd seinen Herrn dafür trewlichen gewarnet hette. Denn so bald sie der König von sich gethan vnd seinen Hoffjunckern ubantwortet, sind alle die jenigen plötzlichen gestorben, so bey jhr gelegen.<sup>1)</sup>

Mit derselben Nutzenwendung wie bei den Predigern steht die Sage noch in Peter Laurenbergs *Acerra philologica*, wo erst Pseudo-Aristoteles und dann irrtümlicher Weise Plutarch als Gewährsmänner genannt werden: *Aristoteles gedencket auch einer Jungfrawen, welche zu anfangs sich hat gewehnet, etwas wenig Vergift zu essen vnd davon jhre Nahrung zu haben. Nachgerade ist aus der Gewonheit eine Natur worden vnd hat sie das stärckeste Vergift nicht anders als gewöhnliche gesunde Speise täglich zu sich genommen. Sie sey aber so vergiftig hiedurch geworden vnd habe solch eine schädliche Art und Natur erlanget, dass sie mit jhrem Speichel oder anderer Feuchtigkeit ihres Leibes alle, so zu jhr naheten, alssbald tödtete<sup>2)</sup>: Zweyffels ohne ist diese derselben Gattung gewesen, davon beym Plutarcho vnd anderen Meldung geschicht, dass nemblich zum grossen Alexandro ins Lager ein Weibsbild gekommen, welche mit jhm zu buhlen begehret: Aristoteles aber habe den Betrug gemercket vnd seinem Könige gerathen, er solte sie erstlich seinen Hoff-Junckern zu versuchen geben: Welche, so bald sie sie nur vnzüchtig angerühret, im Augenblick vergiftet vnd des Todes verfahren seyn. Sihe, so viel vermag die Gewonheit auch in bösen vnnatürlichen Dingen.<sup>3)</sup>*

Eine merkwürdige, von allen bisherigen abweichende Gestalt der Sage bietet uns endlich eine italienische gereimte Bearbeitung von Brunetto Latinis berühmter Encyclopädie *Li livres dou Tresor*, worüber D'Ancona in den *Atti dell' Academia dei Lincei* lehrreichen Bericht erstattet hat.<sup>4)</sup> Dieses nicht lange nach Erscheinen des französischen Prosawerkes entstandene Reimgedicht liegt uns in einem älteren kürzeren und einem jüngeren stark erweiterten Texte vor. In dem letzteren, der spätestens 1310 abgefasst wurde, ist neben anderen kurz aneinandergereihten Zügen der Alexander-sage, die Brunetto unberücksichtigt gelassen hat, folgende ausführliche Erzählung vom

1) *Artzney Kunst vnd Wunder Buch*, Eissleben 1604, I, 19. Wörtlich wiederholt von dem kaiserlichen Notar Wolfgang Hildebrand, *Magia Naturalis*, das ist Kunst vnd Wunderbuch, Darmstadt 1615, 87.

2) Dies ist einer Erwähnung des Giftmädchens bei dem Humanisten Ludwig Caelius Rhodiginus entnommen: *Lectiones antiquae*, L. XI, c. 13. Lugduni 1560, II, 43.

3) Drittes Hundert, Rostock 1637, 101 f., c. XLI.

4) *Il Tesoro di Brunetto Latini versificato*, s. *Atti*, Serie IV, Classe di scienze morali, storiche e filologiche, Vol. IV, Parte I, 111 ff. Roma 1888.

Giftmädchen eingeschaltet<sup>1)</sup>: Im Reich Sizire herrschte eine der Weissagung kundige Königin. Die erfuhr durch geomantische Künste,<sup>2)</sup> dass ihr ein von Olympias zu erwartender Sohn Alexander ihr Land entreissen werde. Als darauf wirklich die Geburt des Helden durch eine Kundschafterin gemeldet wurde,<sup>3)</sup> überlegte sie, wie sie das Orakel zu Schanden mache und ihn verderbe. Sie sandte einen geschickten Maler aus, der ihr das Bild Alexanders liefern musste. Daraus erkannte sie, dass er von sehr sinnlicher Natur sei, und entwarf demgemäss ihren Plan. In jenem Lande giebt es so riesige Schlangen, dass sie einen ganzen Hirsch verschlingen können. Ihre Eier haben die Grösse eines Scheffels. In ein solches Ei steckte die Königin ein neugeborenes Mägdlein, und die Schlangemutter brütete es mit ihren anderen Eiern aus. Das Kind kam zugleich mit den Jungen aus der Schale hervor und wurde von der Alten mit Schlangenkost aufgefüttert. Als später die erwachsene Brut von der alten Schlange sich selbst überlassen wurde, hiess die Königin das Mädchen in ihren Palast bringen und dort in einem Käfig aufziehen. Die Kleine konnte nicht sprechen, sondern zischte nur wie eine Schlange, und wer mit ihr öfter in Berührung kam, der hatte entweder den Tod von ihrer Hitze oder verfiel in Gähunger. Nach sieben Wochen liess ihr die Königin Brot reichen und zähmte sie mit der Zeit so, dass sie sprechen lernte. Nach sieben Jahren fieng sie an, sich ihrer Blösse zu schämen, legte Kleider an und gewöhnte sich an menschliche Nahrung. Sie wurde eines der schönsten Geschöpfe der Welt, den Engeln gleich. Als darauf Alexander in das Land kam, bot ihm die Königin das Mädchen an. Er verliebte sich sofort und sagte zu Aristoteles: Ich will bei ihr liegen. Aber Aristoteles, ohne dessen Billigung er nicht einen Bissen gegessen hätte, sah die Anmut der Jungfrau, ihr funkelndes Antlitz und ihren Blick und sprach zu Alexander: Ich sehe und erkenne in diesem Geschöpf Tun und Gebaren von Schlangen. Ihre erste Nahrung war Gift, und wer bei ihr liegt, den vergiftet sie. — Da Alexander das nicht glauben wollte, sprach Aristoteles: Wenn ich eine Schlange haben kann, will ich dir's zeigen. — Er liess das Mädchen übernacht in einer Kammer wohl verwahren. Am frühen Morgen brachte man ihm eine fürchterliche Schlange, die er unter ein grosses Gefäss einschloss. Dann liess er einen Korb voll frischen Dictams im Mörser zerstampen und mit dem Saft eine Elle weit um das Gefäss einen Kreis ziehen. Als darauf sein Diener das Gefäss emporhob, kroch

1) p. 137 ff.

2) *E sapea fare sorte per sua geometria.* p. 137. *geometria* ist offenbar missverstanden für *geomantia*.

3)

*Che Alesandro era nato seppe per sua spia.*

*Era nana, et per sua sorte sapea*

*Che d' Olimpiade uno Alesandro nascer dovea etc.*

D'Ancona bemerkt hiezu: *Perchè nana?* Dubito debba leggersi *maga*. Sehr wohl möglich. Vielleicht ist aber *nana* auf *spia* zu beziehen: die Kundschafterin wäre dann eine von der Königin an Olympias geschenkte Zwergin, wie ja auch dem Gralkönige Wolframs indische Wundermenschen, Malerëatiure und Cundrie la surziere, von einer indischen Königin als Geschenke zugesandt werden (Parzival 519, 21).

die Schlange den Kreis entlang und suchte eine vom Saft freie Stelle, um zu ent schlüpfen. Aber sie fand keine und kroch unablässig umher, bis sie verendete.<sup>1)</sup> Seht, sprach Aristoteles, so wird es auch der Jungfrau ergehen. Da liess Alexander diese und noch zwei andere Mägdlein holen und um alle drei einen Kreis von dem Saft ziehn. Dann rief er: Kommt her zu mir! und die beiden Mägdlein liefen als bald auf ihn zu. Die fremde Jungfrau aber blieb in dem Kreise, suchte vergebens einen Ausgang, roch umher an dem Saft, fieng an zu keuchen, sträubte die Haare gleich Stacheln und starb plötzlich wie die Schlange. Da warf sich Alexander staunend vor seinem Meister nieder und rief: Ich glaube, er ist einer der Götter! — Das eine Buch sagt, er habe die Leiche der Jungfrau zum Angedenken in einem schönen Stein sarg bestatten lassen; das andre sagt, er habe sie verbrannt. Die Königin von Sizire aber liess er den schlimmen Anschlag nicht entgelten, sondern empfing sie ohne ein böses Wort mit heiterem Angesicht.

Ob diese phantasievolle Darstellung wirklich älteren Quellen entnommen, oder ob sie aus der freien Erfindung des Dichters hervorgegangen ist, wissen wir nicht. Dass die Königin sich heimlich ein Bildnis Alexanders verschafft, das ist, wie schon D'Ancona bemerkt hat, eine Entlehnung aus dem griechischen Alexanderroman.<sup>2)</sup>

1) Dictam ist in der fabelhaften Naturkunde vor allem dadurch berühmt, dass es Pfeile aus der Wunde zieht (Aristoteles, Hist. animal. IX, 7, 1. Theophrast, Hist. plant. IX, 16, 1. Plinius, N. H. VIII, 41, 97. XXV, 53, 92. Plutarch, De solertia animalium. Op. ed. Reiske X, 57 f. Gryllus, ib. X, 122. Aelian, Hist. var. I, 10. Isidor, Orig. XVII, 9. Rhabanus, De Universo, bei Fellner, Compendium der Naturwissenschaften an der Schule zu Fulda im IX. Jahrh. Berlin 1879, 190. Eneas, v. 9561 ff., p. p. de Grave, Halle 1891, 355). Doch wird es von Plinius auch unter den Mitteln gegen Schlangengift aufgeführt (XXV, 55, 101). Plinius kennt auch die Sage, dass Schlangen, in einen von einem bestimmten Kraut gebildeten Kreis eingeschlossen, sich selber töten. Nur ist dieses Kraut bei ihm nicht das Dictam, sondern die Betonie: *morsibus inponitur Vettonica praecipue cui vis tanta perhibetur ut inclusae circulo eius serpentes ipsae sese interimant flagellando* (ebenda). Bei Hieronymus Rauscher steht ohne Quellenangabe die mittelalterliche Legende: einst habe ein schrecklicher Drache ein Land verheert, ohne dass menschliche Gewalt etwas gegen ihn vermochte; da habe der Bischof das Volk zehn Tage fasten lassen und gesagt: *Auff das jhr erfaret, was für krafft im fasten stecke, so speihet alle herein in das Becke. Darnach hat er denselben Speichel genomen vnd einen Circkel vmb den Drachen gemacht, da hat er nicht können heraus kommen, sondern im Circkel sterben müssen* (Das ander Hundert der Bapistischen Lügen, Laugingen 1564, c. 32). Dass der menschliche Speichel und besonders der nüchterne den meisten giftigen Tieren feindlich sei, lehrten schon Aristoteles (Hist. anim. VIII, 28, 2) und Plinius (N. H. VII, 2, 5). Dieselbe Wirkung wurde dem Knoblauchsaff zugeschrieben. Das bewährte sich nach Johannes Hebenstreidt an einem weissen Wurm, den die Aerzte im Herzen eines nach langem Siechtum gestorbenen Fürsten fanden: als man ihn auf dem Tisch in einen Kreis von Knoblauchsaff einschloss, kroch er darin umher, bis er verendete (Regiment pestilenzischer giftiger Fieber, Erford 1562, Bogen H, Bl. 1<sup>b</sup>). Auch bei Harsdörffer, Der grosse Schaulplatz lust- und lehrreicher Geschichte, Frankfurt 1660, II, 113, N. 9). Nach Wolfgang Hildebrand genügt schon ein mit einem jährigen Haselstecken um die Schlange gezogener Kreis, sie zu bannen, dass sie darin sterben muss (Magia naturalis, 200).

2) Pseudo-Callisthenes III, 19. ed. C. Müller 127.

Dieser Zug ist jedoch mit dichterischer Selbständigkeit behandelt und fügt sich glücklich in die Motivierung der Geschichte ein. Das Reich Sizire ist unbekannt; es muss aber wahrscheinlich in Indien gesucht werden, über dessen riesige Schlangen so viel gefabelt wurde. Die Art, wie hier das Mädchen durch die Schlangemutter geätzt wird, und die Probe mit dem Dictamsaft kehrt in keiner der vielen Fassungen unserer Sage wieder.<sup>1)</sup> Auch an reicher Ausgestaltung und folgerichtiger Durchführung steht diese phantastische italienische Erzählung vom Giftmädchen einzig da.

Wie wir sehen, stimmen die verschiedenen Erzähler über die Art und Weise, in welcher die Giftnatur des Mädchens ihre verderbliche Wirkung äussert, nicht überein. Nach dem gemeinen Texte der lateinischen *Secreta Secretorum* tötet die mit Schlangengift aufgenährte und dadurch selbst zur Giftschlange gewordene Jungfrau durch ihren Biss (*solo morsu*). Sie gleicht also den Frauen von Kreta, denen man nachsagte, dass sie, wenn sie zürnten, die Männer mit giftigem Bisse töteten.<sup>2)</sup>

Nach Frauenlob und Hugo von Trimberg dagegen soll schon ihr Blick tödlich sein wie der des Basilisks. Auch in der alten italienischen Uebersetzung der *Secreta*, *Reggimento dei Signori* betitelt, tötet das Mädchen schon durch ihren Blick oder durch ihren Biss.<sup>3)</sup> Nach dem niederländischen Arzt Johannes Juvenis (um 1550) soll das Mädchen den König durch ihre Augen vergiften.<sup>4)</sup> Diese Auffassung stützt sich auf eine abweichende Lesart einzelner lateinischen Handschriften, wo *solo visu* statt *solo morsu* steht, z. B. in der Pergamenthandschrift der Berner Bibliothek No. 260 aus dem 16. Jahrhundert,<sup>5)</sup> auch im Compendiloquium des Johannes Wallensis,<sup>6)</sup> ebenso in der deutschen Prosaübersetzung der Nonne von Zimmern vom Jahr 1282.<sup>7)</sup>

Sollte dies auf eine Lesart des arabischen Originals zurückgehen, so läge eine Verwechslung des Giftmädchens mit der persisch-indischen Qaftâr zu Grunde. Nach

1) Man müsste denn die oben erwähnte Stelle Maerlants: *met serpenten ende met venine* dahin deuten wollen, das Mädchen sei in Gemeinschaft mit Schlangen und mit Gift aufgezogen worden.

2) *Dicunt enim, quod si mulier irata virum dentibus mordet aut unguibus lacerat, statim veneno infectus moritur, ac si morsu pessimae bestiae fuisset laesus.* Fratris Felicis Fabri Evagatorium, ed. Hassler, Stuttgartiae 1849, III, 280. Darnach Sebastian Münster, *Cosmographie*, Basel 1614, 1417. Ebenso Georg Christoff von Neitzschitz, *Sieben-jährige und gefährliche Welt-Beschauung*, Nürnberg 1686, 109: *In dieser Insul haben die Weiber gar eine sonderbare böse giftige Natur. Denn wenn sie zornig werden und einen Mann, so etwann mit ihnen in Zanck gerüth, beissen, derselbe muss dacon des Todes seyn und kan von solchen giftigen Biss nicht geheilet werden.*

3) *Ch' ella avrebbe morti li huomini solo col suo mirare u vero col mordimento.* D' Ancona a. a. O. 141, No. 4.

4) Joannis Juvenis *Opusculum de medicamentis bezoardicis*, s. Aegidius Everartus, *De Herba Panacea, quam alii Tabacum vocant*, Antverpiae 1587, 217.

5) Sinner, *Catalogus Codicum Mss Bibliothecae Bernensis*, Bernae 1760, I, 284.

6) Pars III. Dist. V, c. 17. Die Stelle im *Communiloquium* folgt dem gemeinen Text.

7) *Vnd also wetrachtt ich, das sy allain mit irem gesicht die lewt erschlug.* Münchner Handschrift aus dem 15. Jahrh. (Cod. germ. 288, fol. 260<sup>d</sup>).

Ibn Batutah glaubte man, dass es unter den indischen Yogi Leute gebe, von denen ein einziger Blick genüge, um einen Menschen tot niederzuwerfen. Oeffne man die Brust des Toten, so fehle darin das Herz; denn das habe der Zauberer gefressen. Besonders Frauen sollten diese unheimliche Macht besitzen; eine solche nannte man mit einem persischen Worte *qaftâr*, Hyäne. Kam ein Weib in Verdacht, mit dem Blick einem Kind das Herz im Leibe gefressen zu haben, so machte man mit ihr die Wasserprobe wie mit den Hexen des Abendlandes, und wenn sie mit den vier an ihren Armen und Beinen festgebundenen Krügen oben schwamm, so galt sie für überführt und wurde lebendig verbrannt. Ibn Batutah war Augenzeuge eines solchen indischen Hexenprozesses in Delhi in den dreissiger Jahren des 14. Jahrhunderts. Das Volk drängte sich herzu und sammelte die Asche der Verbrannten, weil sie gegen den Zauber der *Qaftârs* für das ganze Jahr schützen sollte.<sup>1)</sup>

Vom tödtlichen Zauber des bösen Blicks weiss der Aberglaube in allen Teilen der Erde.<sup>2)</sup> Wer kennt nicht den versteinernenden Blick der Medusa? Als Isis in Byblus über der Leiche des Osiris weint und von dem herzuschleichenden jungen Königssohn in ihrem Schmerz aufgestört wird, tötet sie den Knaben mit einem fürchterlichen Blick.<sup>3)</sup> Von den elbischen Telchinen auf Rhodos sagt Ovid, dass sie Jupiter wegen ihrer alles verderbenden Augen in den Fluten begrub.<sup>4)</sup> Nach Appolonides von Nicäa hatten solche mörderische Augen die Weiber in Scythien, welche Bithyae genannt waren,<sup>5)</sup> nach Solinus auch Weiber in Sardinien.<sup>6)</sup> Phylarchos berichtete dasselbe von den einst am Pontus hausenden Thibiern.<sup>7)</sup> Dass solche Menschen in jedem Auge zwei Pupillen haben sollen, bezeugt schon Cicero.<sup>8)</sup> Mandeville dagegen nennt Weiber auf einer Insel im Ocean, die Edelsteine in ihren Augen haben und jeden töten, den sie zornig ansehen.<sup>9)</sup> Von einem Massenmord durch den bösen Blick meldet die rabbinische Ueberlieferung: vierundzwanzig Schüler des Rabbi Juda sollen so an einem Tag ums Leben gekommen sein.<sup>10)</sup> Der talmudische Dämon der Hundstage, *Ketebh meriri*, hat auf der Brust ein Auge, und wer es sieht, stürzt hin und

1) Ibn Batoutah, *Voyages, texte arabe, accompagné d'une traduction par Defrémery et Sanguinetti*, Paris 1853, IV, 36 ff. Dass die Hexen den Menschen das Herz aus dem Leibe fressen, ist auch serbischer, altdeutscher und altrömischer Glaube (Grimm, *Mythol.* 4 901. 904 f. *Germania* XVI, 225).

2) O. Jahn in den Berichten über die Verhandlungen der k. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, *Phil. Hist. Cl.* 1855, VII, 28 ff. Tuchmann in der *Mélusine* II, 169, ff.

3) Plutarch, *De Iside et Osiride*. Op. ed. Reiske VII, 410.

4) *Metam.* VII, 365 ff.

5) Plinius, *N. H.* VII, 2, 17. Solinus, ed. Mommsen, 27, 20.

6) Ebenda, aus unbekannter Quelle.

7) Plutarch, *Symposiaca*, L. V. Quaestio 7 (Op., ed. Reiske, VIII, 708).

8) Plinius, *N. H.* VII, 2, 18.

9) *The Voiage and Travaile of Sir John Maundeville*, ed. by Halliwell, London 1839, 285.

10) Lightfoot, *Opera omnia*, Roterodami 1686, II, 147.

stirbt.<sup>1)</sup> Das erinnert an den mörderischen Blick des Bilwiss, des gespenstigen Schnitters in der deutschen Sage.<sup>2)</sup> Des tödlichen Blickes gedenken Rig-Veda<sup>3)</sup> und Mahabharata. Im letzteren tritt ein König Nahuscha auf, der Gift im Blicke hat.<sup>4)</sup> Gleiches berichtet die irische Heldensage von Balar (heute Balor), dem Häuptling der Fomôre; der hielt eines seiner Augen beständig geschlossen und öffnete es nur gegen Feinde: denn dessen Blick gab plötzlichen Tod. Daher heisst noch jetzt das böse Auge bei den Iren Balors Auge, *suil Baloir*.<sup>5)</sup>

Besonders zahlreiche Beispiele bieten die nordischen Sagen: da sind es die finnischen Zauberer, deren Augen eine so furchtbare Macht zugeschrieben wird, dass, wenn sie zürnen, vor ihren Blicken der Erdboden sich umwühlt und jedes lebende Wesen tot niederfällt. Daher muss man, wenn man sie umbringen will, ihnen erst einen Sack über den Kopf ziehen.<sup>6)</sup> Dass dies wirklich geschah, beweisen die Leichenfunde dänischer Torfmoore.<sup>7)</sup> Noch im Jahre 1828 wurde einem bei den Eskimos auf Grönland hingerichteten Zauberer „nach altem Brauch“ ein Lappen vor die Augen gehängt.<sup>8)</sup> So tragen nach dem Talmud auch die Teufel Decken vor den Augen, damit ihr Blick die Menschen nicht schädige; aber vor den Sünden der Menschen fällt diese Schutzwehr.<sup>9)</sup> Auf Samoa lebte ein Oberpriester der himmlischen Götter, Namens Tupai; dessen Blick war Gift, und die Bäume, die er ansah, verdorren.<sup>10)</sup> Die Australier von Gippsland legten solchen Blick allen weissen Männern bei.<sup>11)</sup> In Sardinien ist besonders der Blick der Gelehrten gefürchtet.<sup>12)</sup> Bei den Türken sind es vor allen die blauen Augen,<sup>13)</sup> die auch den Arabern, Tataren und Chinesen so furchtbar hässlich erscheinen.<sup>14)</sup> An den tödlichen Blick glauben die Ein-

1) Bloch bei W. Schwartz, Indogermanischer Volksglaube, Berlin 1885, 234.

2) Grimm, Mythol. 4 394.

3) X, 85, 44. Uebersetzt von Ludwig II, 537.

4) Mahâbhârata V, 514.

5) D'Arbois de Jubainville, Cours de littérature celtique, II, 173. 185. 209.

6) Heimskringla, Haralds saga hárfagra, c. 34, ed. Unger, Christiania 1864, 73. — Eyrbyggja saga, c. 20, ed. Gudbr. Vigfússon, Leipzig 1864, 33 f. — Laxdaela saga, c. 37. 38, ed. Kâlund, Kopenhagen 1892, 132 f. 135. — Gísla saga Surssonar, ed. Gíslason, Kopenh. 1849, I, 34. II, 118. (Nach gütiger Mitteilung des Herrn Geheimerats von Maurer). Weitere Beispiele aus Hrolfs saga Kraka und Grims saga Lodinkinna bringt Beauvois in seiner Abhandlung La Magie chez les Finnois in der Revue de l'histoire des religions, III, 293. 294.

7) Beauvois a. a. O. 305.

8) Kane, Arctic explorations in the years 1853, 54, 55. Philadelphia 1856, II, 127.

9) W. Schwartz, Indogerm. Volksglaube 238.

10) Mélusine III, 508.

11) Ebenda III, 507.

12) Ebenda IV, 373.

13) Darja Hanum, Harems-Bilder, 2. Aufl. Köln o. J. 12.

14) Bokhâri de Djahôre, Makôta Radja-Râdja, traduit de malais par Marre, Paris 1878, 306. Vámbéry, Ágataische Sprachstudien, Leipzig 1867, 47. Journal Asiatique 1851, XVII, 354.

geborenen von Nicaragua<sup>1)</sup> und von Canada.<sup>2)</sup> Hexen, die mit den Augen morden, kennen auch die Araber; in Yemen heissen sie Buda.<sup>3)</sup> In der türkischen Bearbeitung des Papageienbuchs wirft der Sohn eines Büssers einem Vogel, der sein Gewand beschmutzt hat, einen zornigen Blick zu, und der Vogel fällt sofort tot vom Baume.<sup>4)</sup> Die Neugriechen fürchten sich ihr Leben lang vor dem *φθιακούος*, dem bösen Blick, der gleich einem Gift alles tödtlich verwundet, was er trifft, und sowohl Menschen als Tiere, und selbst Bäume von der Wurzel aus vernichtet.<sup>5)</sup> Auch bei den Schotten steckt der Blick der Zauberer voll böser Geister, die den Angeblickten verderben.<sup>6)</sup> Ebenso sagt man in der Provinz Preussen: Mancher Mensch hat solche Augen, dass er alles, was er ansieht, verderben und töten kann.<sup>7)</sup> So war auch die Meinung in Deutschland, „der Zauberinnen und Hexen Augen seyen voll teuflischen Giftts“, besonders den zarten Kindern gefährlich.<sup>8)</sup> Aber nicht bloss die Hexen, jedes menstrierende Weib hat Gift im Blick.<sup>9)</sup> In der Zeit des schwarzen Todes galt in England schon der Blick des Kranken für ansteckend.<sup>10)</sup>

Dieser mörderische Blick der indischen Jungfrau entspräche auch ganz ihrer Schlangennatur. Denn nach orientalischem Glauben ist Gift im Schlangenblick; daher heisst die Schlange im Sanskrit *dr̥g-viśa* oder *dr̥ṣṭi-viśa*,<sup>11)</sup> im Blicke Gift habend, und bei besonders böartigen Schlangen genügt schon ihr Blick, um Tod und Verderben zu verbreiten. Eine solche war nach Dimischki die Schlange der Kleopatra: die Königin heftete ihr Auge auf sie und fiel, sobald sich ihre Blicke begegneten, tot zu Boden.<sup>12)</sup> Die Indier glaubten, dass einzelne Schlangen (*dibya*) die Luft mit

1) Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878, 35. Mélusine III, 507.

2) Mélusine a. a. O.

3) Ausland 1883, 975 f.

4) Tuti-Nameh, übersetzt von G. Rosen, Leipzig 1858, II, 233. Moriz Wickerhauser, Die Papageimärchen, Leipzig 1858, 273.

5) Bybilakis, Neugriechisches Leben, Berlin 1840, 9.

6) Mélusine II, 460.

7) Andree a. a. O. 43.

8) Georg Rudolf Widmann, Fausts Leben, herausgegeben von Adelbert von Keller, Tübingen 1880, 379 f.

9) Mélusine IV, 350.

10) J. F. C. Hecker, Die grossen Volkskrankheiten des Mittelalters, Berlin 1865, 28 f.

11) Petersburger Sanskrit-Wörterbuch III, 725. 735. Mélusine IV, 571. Ueber die fascinierende Wirkung des Schlangenblicks auf Vögel und andere kleinere Tiere führt Tuchmann merkwürdige, zum Teil ungläubliche Berichte neuerer Reisenden an (Mélusine IV, 572 f.). Bei Brehm wird all das ins Reich der Sage verwiesen (Tierleben<sup>3</sup> VII, 198 f.). Von diesem ihrem sagenhaften Blick haben übrigens im Griechischen die grossen Schlangen, die Drachen (*δράκων* zu *δέρομαι*), und wahrscheinlich die Schlangen überhaupt ihren Namen (*ὄφις* zu *ὄφραι*). Vergl. Georg Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, 5. Aufl., Leipzig 1879, 134. 464.

12) Manuel de la Cosmographie du Moyen Age, traduit de l'Arabe par Mehren, Copenhague 1874, 372. Von der Schlange der Kleopatra wurde im Mittelalter überhaupt mancherlei gefabelt. Bekanntlich war es nach den Angaben der Alten wie Vellejus Paterculus (2, 87), Dio Cassius (51, 14) und Sueton (Octavianus 17) eine *Aspis*, *Coluber haje*, *uraeus* (Brehms Tierleben<sup>3</sup>, VII,

ihren Augen vergiften.<sup>1)</sup> Nach Barbosa waren im Königreich Narsinga fliegende Schlangen, die durch ihren Atem und ihren Blick alles umbrachten, was in ihre Nähe kam.<sup>2)</sup> Auch die Araber wissen von einer gelben, im Sande lebenden Schlange, deren Blick tödlich ist.<sup>3)</sup> Solche gab es nach Kazwini auf dem Schlangenberge in Turkestan,<sup>4)</sup> nach Bakui im Lande des türkischen Stammes der Khatian (Khatäer).<sup>5)</sup> Alexander fand solche *tyri* im Edelsteintal jenseits Khorasan und vertilgte sie, indem er sie ihr eigenes Bild im Spiegel sehen liess.<sup>6)</sup> Nach Albertus Magnus geschah dies

366 f.), von welcher die Königin durch Versuche, die sie an Verbrechern vornahm, beobachtet hatte, dass ihr Biss mit schlafähnlicher Erstarrung einen sanften Tod gebe (Plutarch, Vita M. Antonii 72, 85 f. Op. ed. Reiske V, 226 f. 244 ff. Aelian, Nat. an. IX, 11. Vergl. Schenck, Observationes medicae, Francof. 1600, II, 782 f. Bochart, Hierozoicon, Francof. 1675, II, 358 f. Auch Dioscorides, ed. Sprengel, II, 675). Daher hat die Schlange bei Solinus (27, 31) den Namen *hypnale*, der von ihm in die mittelalterliche Literatur übergieng (Isidor, Orig. XII, 4. Rhabanus, De Universo bei Fellner, Compendium, 142. Alexander Neckam, De naturis rerum, II, 112, ed. Wright 193. Hugo de S. Victore II, 30. Guillaume le Clerc, Bestiaire 2567 ff. ed. Reinsch, Leipz. 1890, 334: hier entstellt in *prialis*. Bartholomaeus Anglicus XVIII, 9. *hypnalis* bei Conrad Gesner, Schlangenbuch, Zürich 1589, fol. XXIII<sup>b</sup>. XXV<sup>b</sup>). Nach Galenus war es eine spuckende Aspis, *πυύς*, so genannt, weil sie mit aufgerichtetem Hals ihr Gift aus der Entfernung auf ihren Feind zu spucken pflegt (De theriaca ad Pisonem, c. 8. Opera, ed. Kühn, XIV, 235. Ueber das Speien s. Brehms Tierleben<sup>3</sup> VII, 369 f.). Nach Anderen soll die Königin sich selbst eine tiefe Wunde in den Arm gebissen und das Gift der Aspis, das ihr heimlich in einem Gefäss gebracht worden war, darein geträufelt haben (ebenda, Kühn, XIV, 236). Der Schlangenkenner Aldrovandi vermutet eine andere Species von Aspis, welche *chelidonia* heisst (Serpentum et Draconum Historia, Bononiae 1640, 199). In der romanhaften Erzählung bei Masudi ist es eine jener zweiköpfigen Schlangen, die bei den Alten *amphisboenae* hiessen (Maçoudi, Les prairies d'or, texte et traduction par Meynaud et Courteille, Paris 1863, II, 285. f.). Nach Philipp von Thaon waren es blutsaugende Vipern, die Kleopatra an ihre Brüste legte (Th. Wright, Popular treatises, London 1841, 103. Vergl. Anglia IX, 429). Auch nach der hebräischen Schrift von der Geschichte des zweiten Tempels legte Kleopatra die Aspis (*ephe*) an ihre Brüste (Bochart II, 358). Bei Hans Sachs saugen ihr die Schlangen die geöffneten Adern aus (Ausg. von Keller II, 298, 6). Nach Konrad von Meigenberg legte sie sich mit der Schlange am Arm zu Antonius ins Grab und entschlief von der Schlange Berührung (Buch der Natur 272, 9). Chaucer aber lässt sie nackt in eine mit Schlangen erfüllte Grube springen (Legende of goode women 696).

1) Wise, Commentary on the Hindu System of Medicine, London 1860, 399.

2) Collecção de Noticias, Lisboa 1813, II, 296. Barbosa, transl. by Stanley, 84.

3) Barbier de Meynard, Les Colliers d'Or, allocutions morales de Zamakhschari, Paris 1876, 94.

4) Kosmographie, übers. von Ethé, Leipz. 1868, I, 322 f.

5) Notices et Extraits II, 532.

6) Pseudo-Aristotelisches Steinbuch von Lüttich (Zeitschr. f. deutsches Altert. XVIII, 364, 28 ff.), von Montpellier (ebenda 390, 19). Auch bei Samuel Ibn Zarza, Michlal Jofi, s. Bloch bei Schwartz, Indogerm. Volksglaube, 236. Die Historia de preliis beschreibt einen Kampf Alexanders gegen Drachen mit aufgerichteten Hälsen und Kämme auf den Köpfen, deren Atem tödlich ist und in deren Augen Gift funkelt, sagt aber nichts von den Spiegeln (O. Zingerle, Die Quellen zum Rudolf von Ems, Breslau 1885, 211, 9). Bei Brunetto Latini werden diese Basiliske von Kriegern erlegt, die in grossen Glasflaschen gegen ihre tödlichen Blicke geschützt sind (Li Livres dou Tresor, p. p. Chabaille, Paris 1863, L. V, c. 141). In anderen Ueberlieferungen ist es ein einzelner Basilisk (Alessandro Magno in Rima, Vinegia 1550, Canto X. Goldstaub-Wendringer,

auf den Rat des Aristoteles.<sup>1)</sup> Die riesigen Schlangen Aethiopiens schauen, wie die Eingeborenen erzählten, dem von ihren Ringen umschnürten Elefanten mit erhobenem Kopf in die Augen und blenden ihn mit ihren Feuerblicken wie mit Blitzen, dass er zu Boden stürzt und ihnen zum Frass wird.<sup>2)</sup>

In Frankreich schreibt man gleiche verderbliche Macht dem Blick des Salamanders zu: ein lebendes Wesen, das er sieht, bevor er von ihm gesehen wird, muss sterben.<sup>3)</sup> Daher heisst im Provenzalischen ein Mensch, der andern durch seine blosse Nähe Unglück bringt, Salamander (*alabreno*).<sup>4)</sup> Unter den vierfüssigen Tieren war bei den Alten der Catoblepas, *ὁ κατοβλέπων*, das Gnu, wegen seines tödtlichen Blickes berrüchtigt und wurde daher von manchen Gelehrten irrthümlicher Weise für eine Schlange oder einen Basilisk gehalten.<sup>5)</sup> Auch ein Vogel gehört hieher: die aus einer Vermischung der Sagen von der Gorgone und der Sirene hervorgegangene Gorgonia des rumänischen Physiologus, die durch ihren versteinern den Blick den Tod giebt.<sup>6)</sup>

---

Ein toscovenezianischer Bestiarius, Halle 1892, 119, N. 1. Carraroli, *Leggenda di Alessandro Magno*, Mandovì 1892, 248 f.). Nach den *Gesta Romanorum* (c. 139) liegt der Basilisk auf der Mauer einer belagerten Stadt. Ueber den Kunstgriff mit dem Spiegel s. Laistner, *Rätsel der Sphinx*, Berlin 1889, II, 263 f.

1) *De mirabilibus mundi* (*De secretis mulierum*, Amstelodami 1669, 176 f.).

2) Diodor III, 37, 9.

3) Dagegen soll es in Indien Schlangen geben, welche sterben, wenn sie den Menschen zuerst sehen, ohne von ihm gesehen zu werden; umgekehrt stirbt der Mensch (*Kitab 'ag'âib al-Hind* ou *Livre des Merveilles de l'Inde*, traduction française par Devic, Leide 1883. 50). Kazwini spricht von einem ungeheuren Tier im östlichsten Indien, das er *senagia* nennt: wenn die anderen Tiere es zuerst sehen, sterben sie sofort; umgekehrt stirbt das Ungetüm; daher nähern sich ihm die Tiere mit geschlossenen Augen und fressen es auf (Bochart, *Hierozoicon* II, 846). Ein ähnliches Tier ist der Suhail bei Beruni (*Chronology*, transl. by Sachau, London 1879, 345, 31).

4) Mélusine IV, 571.

5) Alexander von Myndos bei Athenaeus 221 B. Pomponius Mela III, 98. Plinius, N. H. VIII, 32, 77. Solinus, ed. Mommsen, 150, 12. Papias, s. v. Catoblepa. Kyng Alisaunder 6560: *Catathleba* (H. Weber, *Metrical Romances*, Edinb. 1810, I, 270). Felix Faber, *Evagatorium* III, 183. Leonardo da Vinci (s. Reinsch, Guillaume le Clerc, *Bestiaire*, p. 207). Fracastorius sagt vom *Cataplepha*, dass er mit seinem Blick den Menschen auf 1000 Schritt Entfernung töte (*De Sympathia et Antipathia*, c. 1. Lugduni 1554, 21. Vergl. sein *Liber de Contagione*, c. 5. 6. 11, ebenda p. 151. 154. 170). Aldrovandi bemerkt: *Viri non vulgariter eruditi Catoblepam a Basilisco haudquam discrepare tradiderunt* (*Serpentum et Draconum Historia*, 369). Für eine Schlange hält ihn Luigi Pulci, *Il Morgante Maggiore*, Canto 25, st. 314: *E un serpente è detto catoblepa etc.* (Milano 1829, IV, 110). Den Irrtum widerlegt Nicolaus Leonicensus in seinem der Lucrezia Borgia gewidmeten *De Dipsade et plvribus aliis serpentibus opus* (Bononiae 1518 Bogen C. 4<sup>b</sup> f.). Im syrischen Physiologus ist der Catoblepas zum Seetier geworden (Ahrens, *Buch der Naturgegenstände*, Kiel 1892, 75, c. 105). Bei Bodinus, *Daemonomania*, L. I, c. 6 (deutsche Uebersetzung, Hamburg 1698, 92) wird er mit dem talmudischen Jadoha identificiert. Dem widerspricht jedoch Lewysohn in seiner *Zoologie des Talmud* (Frankf. 1858, 358: Jidoa). Von einem ähnlichen Tier auf der Insel Ramin bei Ceylon weiss Beruni (*Chronology* 345, 33. 448). Ueber Catoblepas Gnu s. Brehms *Tierleben*<sup>3</sup> III, 418 ff.

6) Reinsch a. a. O. 162 f.

Aber so wohlverbrieft nach alledem das Heimatrecht des tötlichen Blicks in der Sagenwelt erscheint, in den Zusammenhang unserer Erzählung will er doch nicht recht passen. Das fühlte schon Hugo von Trimberg, als er die Lesart *solo visu* in seiner Quelle vorfand. Er machte sich offenbar den begründeten Einwurf, wenn das Mädchen schon durch einen einzigen Blick jähen Tod geben könnte, so möchte die Hilfe des Meisters zu spät kommen. Er verfiel daher auf den Ausweg, dass die Einwirkung des Blickes längere Zeit dauern müsse, um zu schaden, wie das in der Tat der Paradoxograph Isigonus und nach ihm Plinius<sup>1)</sup> und Aulus Gellius<sup>2)</sup> vom tötlichen Zornblick der Triballer und Illyrier bemerken und wie das Bernhart Gordon von Montpellier im Ausgang des 13. Jahrhunderts für den bösen Blick überhaupt voraussetzt.<sup>3)</sup> Als unbedingt und plötzlich tötend fügte Hugo von Trimberg die Berührung bei, wie Leo Africanus (um 1526) von den Drachen des Atlasgebirges erzählt, dass, wenn sie ein lebendes Wesen nur berühren, dessen Fleisch zu zerschmelzen beginne und sicherer Tod eintrete.<sup>4)</sup>

Frauenlob tat seinerseits ihre „Giftworte“, den vergiftenden Hauch ihrer Rede, hinzu. Ebenso sagt sein Zeitgenosse Peter von Abano von der mit Napellus ernährten Jungfrau, deren er kurz erwähnt, dass die ihr Beiwohnenden durch ihren Anhauch und ihre Umarmung starben.<sup>5)</sup> Auch der Jesuit Del Rio, der berüchtigte Verfechter der Hexenprozesse (1599), welcher von der mit Napellus aufgezogenen Maid als von einer allbekannten Sache redet, erklärt das Contagium nicht allein aus ihrer Berührung, sondern auch aus ihrem Schweiss und ihrem Hauch.<sup>6)</sup> Ihr Schweiss wäre also von ähnlicher Beschaffenheit gewesen wie der der Pharnacer in Aethiopien, worüber Damon von Kyrene berichtete, dass, wer damit in Berührung kam, an der Auszehrung gestorben sei.<sup>7)</sup> Von des Mädchens giftigem Atem reden ferner Michael Bapst, Wolfgang Hildebrand und Gaspar de los Reyes.<sup>8)</sup>

Dies gemahnt an den weitverbreiteten Glauben, dass der Anhauch elbischer Wesen Krankheit und Tod bringe.<sup>9)</sup> Wen die Kornmutter anhaucht, der schwillt

1) *Esse eiusdem generis in Triballis et Illyriis adicit Isigonus, qui visu quoque effascinent interimantque quos diutius intueantur, iratis praecipue oculis.* N. H. VII, 2, 16 (ed. Sillig II, 6).

2) *Homines in Illyriis, qui interimant videndo quos diutius irati viderint.* Noctes Atticae IX, 4, 8 (ed. M. Hertz I, 419).

3) *Aliqui sunt homines qui interficiunt fixae intuenso aues, pueros paruos et equos, tanquam si essent fascinatores.* Lilius Medicinae, Particula I, c. 14. Lugduni 1559, 56.

4) Joh. Leos des Africaners Beschreibung von Africa, übers. von Lorsbach, Herborn 1805, I, 582 f. Nach Leo bei Jul. Caes. Scaliger, De subtilitate ad Cardanum, Exercitatio CLXXXIII, 9. Lutetiae 1557, fol. 251.

5) Libellus de venenis, c. 3 (Conciliator, Venetiis 1548, fol. 278, col. 2).

6) *Cum puella napello educata, si Alexander Macedo consuisset, lethalis ei, indice Aristotele, contactus fuisset. Resp. Non contactu solo, sed sudoris et halitus commixti contagione, hanc eum pestem fuisse hausurum.* Disquisitiones Magicae, Moguntiae 1606, I, 55.

7) Plinius, N. H. VII, 2, 17.

8) Elysium Campus 483.

9) Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipz. 1826, p. CIII, 228 f. J. Grimm, Mythologie<sup>4</sup> 381. W. Mannhardt, Wald- u. Feldkulte, Berlin 1875, I, 62. 125. Laistner, Nebelsagen, Stuttgart 1879, 204.

und muss sterben.<sup>1)</sup> Auf dem St. Annaberg in Sachsen in der Grube zum Rosenkranz erschien einst der Berggeist zwölf Bergknappen in der Gestalt eines langhalsigen, wildblickenden Pferdes und fauchte sie mit weitaufgesperrtem Rachen an, wovon sie alle zwölf tot blieben.<sup>2)</sup> Wir haben es in diesen Fällen wie beim bösen Blick der Medusa und der Dämonen mit rein mythologischen Vorstellungen zu tun, welche aber den Glauben an die Realität des tödlichen Blicks und des tödlichen Anhauchs zur Voraussetzung haben. Besonders gefürchtet war der Anhauch der Hexen.<sup>3)</sup> Als in der Konstanzer Diöcese der Henker einst eine Hexe auf den Holzstoss hob, sagte sie zu ihm: Ich werde dir deinen Lohn geben! und blies ihm ins Gesicht. Sofort wurde er am ganzen Leib von fürchterlichem Aussatz befallen und starb nach wenigen Tagen.<sup>4)</sup> An einem andern Orte fielen der Hexe bei der Hinrichtung gar drei Henker zum Opfer: die beiden ersten hauchte sie an, und sie stürzten alsbald tot zu Boden; der dritte aber, den sie mit vollem Atem nicht hatte erreichen können, schwoll im Angesicht auf, wurde blind und starb bald darnach.<sup>5)</sup> Von den Thibiern am Pontus sagte Phylarch, dass sie nicht bloss durch den Blick, sondern auch durch den Anhauch Siechtum und Tod brachten.<sup>6)</sup> Nach Avicenna verbreitete sich der Aussatz nicht bloss durch die Berührung, sondern auch durch die Ausdünstung und den Atem der Kranken. Daher mussten sie sich unter dem Winde halten, wenn sie an Gesunden vorübergingen,<sup>7)</sup> und daher heisst es vom armen *caqueux* in einem bretonischen Volkslied: Sein Atem giebt den Tod.<sup>8)</sup> In einem andern ruft ein aussätziges Mädchen dem ihrem Häuschen sich nähernden Geliebten zu, sie fürchte, ihn mit ihrem Atem durchs Schlüsselloch anzustecken.<sup>9)</sup> Dasselbe glaubte man von dem greulichen Atem der Pestkranken, dem noch heute sprichwörtlichen Pesthauch.<sup>10)</sup>

Was die Tierwelt betrifft, so fabelte man viel vom Giftatem des Drachen.<sup>11)</sup> Durch ihn sterben die Sieger im Drachenkampf wie Thor im nordischen Mythos,<sup>12)</sup>

1) W. Mannhardt, Mythologische Forschungen, Strassburg 1884, 310.

2) Georgius Agricola, De animantibus subterraneis, Basileae 1549, 77. Rivander, Fest-Chronica, Eissleben 1602, fol. 95<sup>b</sup> f. Brüder Grimm, Deutsche Sagen, N. 2.

3) Widmann, Fausts Leben, 378 f.

4) Malleus Maleficarum, Pars II, Quaestio I, c. 11. Oft wiederholt, z. B. Andreas Hondorff, Promptuarium exemplorum, Frankf. 1572, fol. 77<sup>b</sup>. Matth. Hammer, Rosetum Historiarum, Zwickau 1657, 380. Widmann, Fausts Leben, 378. Doepler, Theatrum poenarum, Sondershausen 1693, I, 344.

5) Hondorff, a. a. O., fol. 79<sup>a</sup>.

6) Plutarch, Symposiacon, L. V, Quaestio 7 (Op. ed. Reiske, VIII, 708).

7) V. de Rochas, Les Parias de France et d'Espagne, Paris 1876, 27.

8) Franc. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne, Paris 1847, II, 181. Rochas, a. a. O. 86. Das einzige äussere Kennzeichen des sogenannten weissen Aussatzes war der üble Geruch des Atems (Michel I, 15. Rochas 197).

9) Luzel, Chants populaires de la Basse-Bretagne, Lorient 1874, II, 163.

10) Hecker, Die grossen Volkskrankheiten, 28, vergl. 25.

11) Michael Wiedemann, Historisch-Poetische Gefangenschaften, Leipzig 1689, 4. Monat. Iliria 26. Uhlands Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage, VIII, 486 f.

12) Gylfaginning 51.

wie der Herr des Bailleuls in der normannischen Sage.<sup>1)</sup> In der pseudo-aristotelischen Schrift *Liber de proprietatibus elementorum* wird erzählt, dass zur Zeit des Königs Philipp von Macedonien ein vielbegangener Weg zwischen zwei Bergen in Armenien plötzlich unpassierbar wurde, da jeder, der in das Tal zwischen den zwei Bergen kam, tot niederfiel. Keiner der befragten Weisen konnte dem König den Grund sagen, bis Sokrates berufen wurde. Der liess sich den Bergen gegenüber ein hohes Gerüste erbauen und einen Stahlspiegel oben anbringen. In diesem gewahrte er zwei Drachen, den einen auf dem Gipfel des einen Bergs, den andern auf dem des andern, die abwechselnd gegen einander die Rachen öffneten und mit ihrem dampfenden Atem die Luft des Tals vergifteten.<sup>2)</sup> Von derselben Art war Winkelrieds Lindwurm, „*der mit seinem atem und giftiger hitz, so aus seinem rachen gienge, die luft inficirt und verderbet,*“<sup>3)</sup> der Drache von Wurzach, dessen Atem eine mörderische Seuche in der ganzen Umgegend erzeugte,<sup>4)</sup> u. a. m. Auch die Schlange des Kadmos tötete durch den Anhauch,<sup>5)</sup> ebenso die oben erwähnten fliegenden Schlangen von Narsinga.<sup>6)</sup> Andere indische Schlangen vergiften durch ihren Atem die Vorübergehenden von ferne.<sup>7)</sup> In einem der Papageimärchen liegt im Garten des Schach Kobad eine ungeheure Schlange, deren Hauch, wenn sie zum Atmen den Mund öffnet, tödliches Gift durch den ganzen Garten ergiesst.<sup>8)</sup> Auch der Basilisk tötet ebensowohl durch seinen Hauch als durch seinen Blick.<sup>9)</sup> Sein Anhauch versengt Busch und Gras<sup>10)</sup> und macht die grösste Schlange sofort verdorren.<sup>11)</sup> Die Menschen vergiftet er durch den Blick,

1) Canel, *Blason populaire de la Normandie*, Rouen 1859, II, 165.

2) Alb. Fabricius, *Bibliotheca graeca*, Hamburgi 1705, II, 165. Editio quarta curante Harles, Hamb. 1793, III, 280. Am reichsten in den Einzelheiten ausgeführt findet sich die Sage bei Albertus Magnus, *De causis proprietatum elementorum*, L. I, Tractat. II, c. 1 (Opera, Lugduni 1651, V, 324). Bei Peter von Abano nimmt Sokrates seine Untersuchung in einem gläsernen Behältnis vor, wie bei Brunetto Latini die Basiliske bekämpft werden (*Liber de venenis*, c. 3. Conciliator, fol. 278, E). Aus Albertus gieng die Erzählung in die *Gesta Romanorum*, c. 145 (ed. Oesterley 503 f.) und in die naturgeschichtliche Literatur über, z. B. Joh. Juvenis (Euerartus, *De Herba Panacea*, 200), Aldrovandus (*Serpentum et Dracon. Hist.* 370), Gaspar de los Reyes (*Elysium campus* 160. 515. 709), Johann Adam Weber (*Discursus curiosi et fructuosi*, Salisburgi 1673, 96), Mich. Wiedemann (*Histor. Poet. Gefangensch.* 5. Monat, 26).

3) Kirchhoffs *Wendunmut*, B. II, c. 158 (ed. Oesterley, II, 206 f.).

4) Birlinger, *Volkstümliches aus Schwaben*, Freiburg 1861, I, 104.

5) *Hos necat adflatu*, Ovid, *Metam.* III, 49.

6) S. 110.

7) Gaspar a Reyes 709. Andere Beispiele 710.

8) Tuti-Nameh von Rosen I, 205.

9) Plinius, N. H. XXIX, 19, 66. Horapollon, *Hieroglyphica*, L. II, c. 61 (ed. Leemans, Amstelodami 1835). Isidor, *Orig.* XII, 4. Mercurialis, *De Venenis*, L. I, c. 21 (Venetiis 1584). Gaspar de los Reyes ist der Ansicht, dass der Basilisk überhaupt nicht mit seinem Blicke, sondern einzig und allein mit seinem Atem schädige (*Elys. Camp.* 160 f.). Die Möglichkeit seines Giftthauchs wie seines bösen Blicks verteidigt Aldrovandus (a. a. O. 370).

10) Nork, *Mythologie der Volkssagen*, Stuttgart 1848, 962.

11) Aelian, *Nat. an.* II, 5. *Faits des Romains*, s. Romania XIV, 18.

die Tiere durch den Atem.<sup>1)</sup> Todesfälle durch Brunnengase wurden auf den Gift-  
hauch eines im Gemäuer verborgenen Basilisken zurückgeführt.<sup>2)</sup> Ebenso glaubte  
man an ein tödliches Gift im Atem der Kröte.<sup>3)</sup> Auch der sonst wegen seines bösen  
Blickes verrufene Catoblepas sollte, da er von todbringenden Wurzeln lebe, mit seinem  
Atem die Luft verpesten.<sup>4)</sup>

Giftiger Anhauch wird zwar in der ältesten Ueberlieferung unserer Sage nicht  
erwähnt, würde aber zur Absicht der indischen Königin, dass der jugendliche Held  
in den Armen der Jungfrau den Tod finden solle, sehr wohl stimmen. Das ist ja  
das poetische Hauptmotiv der Erzählung. Liebesbegier, von zauberhaften Reizen ent-  
facht, sollte sein Verderben werden. Im Genuss ihrer Schönheit sollte er vergehen.  
Dabei mochte alles, was sonst an ihr lebensfeindlich war, zusammenwirken: ihr Blick  
und ihr Atem, die Berührung und der Dunst ihrer Haut, die Feuchtigkeit ihres  
Mundes,<sup>5)</sup> ihr Kuss und ihr Biss. Vor ihrem Kusse stürzt in den Gesta Romanorum  
der Verbrecher, mit dem die Probe gemacht wird, tot zu Boden,<sup>6)</sup> und im arabischen  
Urtext der Münchner Handschrift wird ausdrücklich gesagt, sie töte durch ihren Biss  
und ihren Liebesverkehr.<sup>7)</sup> Dieser Auffassung folgen Jakob von Maerland,<sup>8)</sup> der  
Tesoro versificato,<sup>9)</sup> Peter Carrerius,<sup>10)</sup> Caelius Rhodiginus<sup>11)</sup> und Johann Lange<sup>12)</sup>  
und nach ihm Mizaldus und Henisch.

Ueber tödtliche Vergiftung im Liebesgenuss herrschten in der Vorzeit  
und herrschen zum teil noch heute die abenteuerlichsten Vorstellungen. In der belieb-

1) *Animalia enim caetera flatu necat et incendit.* Papias, s. v. Basiliscus. Konrad von  
Megenberg 152, 19.

2) Einen Fall aus Warschau vom J. 1587 überliefert Gaspar de los Reyes, 518 f.

3) Ebenda 710.

4) Aelian, Nat. an. VII, 5.

5) Die Giftigkeit ihres Speichels wird von Caelius Rhodiginus hervorgehoben: *ut sputo ac  
quovis humore alio perimeret appropinquantes* (Lectiones antiquae, II, 43). Wiederholt von Peter  
Laurenberg (s. oben S. 103) und Gaspar de los Reyes: *ut sputo appropinquantes interimeret*  
(Elysium campus 483). Daraus ergibt sich auch die Tötlichkeit ihres Bisses.

6) *Malefactor osculatus est eam coram omnibus. Statim cecidit et mortuus est* (ed. Oesterley  
288, 18).

7) Cod. Arab. Monac. 650, fol. 21<sup>b</sup> (Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Kollegen Hommel).

8) *Dat niemen so staere en ware,  
hadde hi met hare te doene,  
hine ware steendot eer noene.*

Alexanders geesten I, 1176 (Ausg. von Franck 31).

9) *Se alcuno co' llei charnalmente giacerà  
Per lo fermo sappi ch' ella l' avelenerà.*

D' Ancona a. a. O. 139.

10) Petrus Abanus, Conciliator 284, L.

11) *Euestigio etiamnum expirantibus, qui cum ea coissent.* Lect. ant. II, 43.

12) *Nam quicunque cum puella ab Alexandro repudiata concubuerant, eius contagione infecti  
perierunt.* L. I, Epist. 69, p. 407.

testen und verbreitetsten Reisebeschreibung des Mittelalters, im Buch des Ritters von Mandeville, wird von einer Insel im fernen Osten erzählt, dass dort der Bräutigam nicht selbst die Ehe vollziehe, sondern hiefür einen Stellvertreter miete, der wegen der Waghalsigkeit des Unternehmens in der Sprache des Landes *cadyberis*, d. h. ein toller Verzweifelter, genannt werde. Dieser Brauch, so erklären die Eingeborenen, stamme aus alten Zeiten, in welchen die Jungfrauen kleine Giftschlangen im Schoosse verborgen getragen hätten, durch deren Biss der erste, der ihnen beiwohnte, getötet worden sei. So im lateinischen<sup>1)</sup> und im englischen Text.<sup>2)</sup> Die deutschen Uebersetzungen weichen ab. Die eine von Michael Welser scheint die Stelle so zu verstehen, dass die Schlangen den Männern selbst im Leibe gewachsen seien.<sup>3)</sup> Die andere, von dem Metzger Domherren Otto von Demeringen verfasst, sagt nichts von den Schlangen, sondern führt die verderbliche Wirkung auf eine durch böse Künste angezauberte Vergiftung des jungfräulichen Schoosses zurück.<sup>4)</sup>

So fabelhaft der Bericht Mandevilles klingt, so enthält er doch einen Kern Wahrheit. Denn in der Tat bestand und besteht bei den verschiedensten Völkern der Brauch, dass jener Akt, für den sich die Römer eine eigene Schutzgöttin Pertunda bestellt hatten,<sup>5)</sup> als eine Sache angesehen wird, der man sich gern entzieht, und die daher auf einem andern als dem natürlichen Wege, durch manuellen Eingriff,<sup>6)</sup> durch

1) *Cumque huius moris discere voluissem causam, accepi responsum preteritis temporibus apud eos virgines habuisse in matricibus parvos serpentes quibus necabantur primi ad illas intrantes. Ideoque et viros qui pro mercede tantum subeunt periculum vocant sua loquela cadyberim, id est stultus desperatus.* Itinerarius domini Johannis de mandeville militis, schöner alter Druck o. O. u. J. in einem Sammelband der Münchner Bibliothek (Inc. c. a. 96. 4<sup>o</sup>) c. XLVI.

2) *Cadeberiz, that is to seyne, the Foles of Wanhope.* Maundeville, ed. by Halliwell 285: *And I asked hem the cause, whi that thei helden suche custom, and thei seyden me, that of old tyme, men hadden ben dede for deflourynge of Maydenes, that hadden Serpentes in hire Bodyes, that stongen men upon hire Yerdes, that thei dyeden anon.* ib. 286. Der französische Urtext, bisher nur für wenige englische Bibliophilen gedruckt, harret noch immer einer zugänglichen Ausgabe.

3) *Do fraget ich, warumb sy die gewonheytt hetten. Do sprachen sy, das vor alten zeiten vil stürben, die den junckfrawen jr magtumb namen, wann in wären schlangen daruon in dem leib gewachsen.* Das buch des ritters herr hannsen von monte villa, Augspurg bei Anthoni Sorg 1481, siebtletztes Blatt b.

4) *Dartzu ist es in dem selben land gar sorglich, ein iungfrawen zu beschlaffen. Wan es ist sit da, das den töchtern ir ding vertzaubert vnd mit bösen künsten vergiftet würt in solicher mass, daz deshalb ir erster man in gebresten vnd siechtum kommen mag. Vnd wan sy einst beschlaffen würt, so ist es darnach nit sorglich.* Johannes Monteulla der wytfarende Ritter, Strassburg 1501, IV. Buch, c. 7.

5) Augustin, *De civitate Dei*, VI, 9, 3. Arnobius, IV, 7. Preller, *Römische Mythologie*, Berlin 1858, 587.

6) Von Seiten des Bräutigams im heutigen Aegypten (Clot-Bey, *Aperçu Général sur l'Égypte*, Paris 1840, II, 43. Ploss, *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde*, 3. Aufl. von Bartels, Leipzig 1891, I, 310) und in Nubien (Ploss, ebenda), unter gewissen Umständen auch in Arabien (Ploss, ebenda), von Seiten der Mutter des Mädchens bei den Itälmen in Kamtschatka (Ploss I, 142) und in der peruanischen Provinz Cartagena (nach Pedro de Cieza de Leon, der in den Jahren 1532—60

Instrumente,<sup>1)</sup> durch den Phallus eines Götzen,<sup>2)</sup> oder durch einen Stellvertreter des Bräutigams, bald gegen Bezahlung, bald aus Gefälligkeit, vollzogen wird.

Unter diesen Stellvertretern des Bräutigams sind vor allen jene gewerbsmässigen Mietlinge auf den Philippinen hervorzuheben, welche gegen Bezahlung den Bräuten die Jungfrauschaft nahmen. Von ihnen berichtete zuerst der Spanier Antonio de Morga, der um die Wende des 16. Jahrhunderts in Manila lebte, in seinem 1609 in Mexiko erschienenen Buche *Sucesos de las Islas Filipinas*.<sup>3)</sup> Im Laufe des 17. Jahrhunderts ist dieses seltsame Gewerbe in Abgang gekommen, da die Brüder Careri, die gegen Ende dieses Jahrhunderts die Philippinen besuchten, von ihm ausdrücklich als einem gewordenen sprechen.<sup>4)</sup>

Dagegen besteht es noch heute auf Neu-Caledonien im stillen Ocean.<sup>5)</sup>

Peru bereiste, s. Pedro de Cieça de Leon, *Parte primera de la Chronica del Perv*, Anvers 1554, c. XLIX, Bl. 133b. Liebrecht, *Zur Volkskunde*, Heilbronn 1879, 422), von Seiten der Mutter oder des Mädchens selbst bei den Sakkalaven auf Madagascar (die Prinzessinnen allein ausgenommen, s. Noël, *Ile de Madagascar im Bulletin de la Société de Géographie*, Paris 1843, 2. Série, XX, 294. Ploss I, 308), von Seiten anderer Personen, einer Matrone in Arabien (Ploss I, 310), älterer Männer bei den Stämmen des inneren Süd-Australiens (Schomburgk in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, redigiert von Virchow, Jahrg. 1879, 235, im 11. Band der Zeitschr. für Ethnologie. Ploss I, 308).

1) Mit Hülfe eines Stöckchens in Nord-Australien (Miklucho-Maclay in den Verh. d. Berliner Ges. f. Anthropol. Jahrg. 1880, 88 f., im 12. Band der Zeitschr. f. Ethnol.), eines Feuersteinsplitters, *bogean* genannt, in Neu-Süd-Wales (ebenda 88. Ploss I, 308). Nach der nicht näher belegten Angabe des Anatomen Volcher Coiter, Stadtphysikus in Nürnberg, welche von neueren Gynäkologen wiederholt wird, sollen die alten Aegypter den Hymen ausgeschnitten haben (*Externarum et internarum principalium humani corporis partium Tabulae*, Norimbergae 1573, p. 10). Dies ist aber offenbar eine Verwechslung mit der bei Kopten und Moslim in Aegypten üblichen Beschneidung der Mädchen. Dass diese Nymphotomie schon bei den heidnischen Aegyptern im Brauche war, bezeugt die dem Galenus zugeschriebene Abhandlung *Introductio seu Medicus c. 10: σαρκίδιον, νόμφη, ὃ καὶ διὰ τὸ προκόπτειν ἐπὶ πολὺ ἐκτομῆς ἀξιοῦται παρ' Αἰγυπτίοις ἐπὶ τῶν παρθένων* (Claudii Galeni Opera omnia, ed. Kühn. Lipsiae 1827, XIV, 706).

2) S. Anhang I.

3) *Habia tambien hombres, que tenían por oficio estuprar, y quitar la virginidad á las doncellas, y se las llevaban y pagaban, para que lo hiciesen, teniendo por estorbo é impedimento, cuando se casaban, que fuesen vírgenes*. Ausg. von Rizal, Paris 1890, 309. Transl. by Stanley, Lond. 1868, 304. *Esprit des Usages* II, 289 f. Liebrecht, *Zur Volkskunde* 420 f. Nach Mallat geschah dies jedoch nur, wenn nicht schon in der Kindheit des Mädchens eine alte Frau den Hymen beseitigt hatte. J. Mallat, *Les Philippines*, Paris 1846, I, 61.

4) *V' erano per lo passato alcuni, il di cui mestiere era di toglier la virginità alle donzelle, che doveano andare a marito; e erano pagati per ciò fare*. Giro del mondo, Venezia 1719, V, 87. Doch fügen sie hinzu, dass auch noch zu ihrer Zeit der Bräutigam höchst ungehalten war, wenn sich die Braut als Jungfrau erwies.

5) *Chose fort curieuse, j'ai eu la preuve que, lorsqu'un mari ne peut ou ne veut déflorer sa femme, il se trouve, en payant, certains individus, qui s'en acquittent à sa place. Ce sont des „perceurs“ attitrés*. Moncelon in den *Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris*. 3. Série, IX (1886), 368.

Höchst merkwürdig ist ein verwandter Brauch bei den Nairen in Malabar, jenem todesmutigen Kriegeradel, der zwar seiner Kaste nach sammt dem König von den brahmanischen Eroberern zu den Sudras gerechnet wird, aber tatsächlich bis heute auf dem Fusse der Kschatriyas lebt.<sup>1)</sup> Wenn bei ihnen ein Mädchen in den Rang der Mannbaren einrücken sollte, so wurde sie einem Standesgenossen vermählt, der ihr das Tali, ein Kleinod, das die Stelle unseres Trauringes einnimmt, um den Hals hängte.<sup>2)</sup> Er wohnte dann vier Nächte bei ihr und wurde am fünften Morgen mit einem Festkleid und einem Geldgeschenk entlassen. Damit hörte jegliche Verbindung zwischen den beiden auf. Dieser Brauch, von dem auch die Prinzessinnen, die Schwestern und Nichten des Königs, nicht entbunden waren, wird unter den 64 Misbräuchen (*anatšaram*) aufgeführt, durch die sich Kérala (Malayalam und Tululand) vom übrigen Indien unterscheidet.<sup>3)</sup> Es handelte sich dabei nicht sowohl um eine Eheschliessung als um eine gesetzliche Form der Defloration, durch welche das junge Weib die Freiheit erlangte, nach seinem Belieben in polyandrischen Verbindungen zu leben.<sup>4)</sup> Für uns fällt ins Gewicht, dass ein Mann durch Geschenke zu dieser Formalität erworben wurde.

Dass die Mädchen von Calicut erst nach vollzogener Defloration solche Verbindungen eingehen durften, bezeugt schon die Reisebeschreibung des Nachfolgers von Vasco de Gama, Pedro Alvares Cabral, zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Da heisst es, die jungen Mädchen gehen dort nackt in reichem Schmuck, mit schön-

1) Ueber die Nairen s. Jonathan Duncan, Historical Remarks on the Coast of Malabar in den Asiatic Researches or Transactions of the Society, instituted in Bengal, Calcutta 1798, V, 11 ff. — Zin ed-din, Tohfut-ul-Mujahideen, an historical work in the arabic language, transl. by Rowlandson, Lond. 1833, 61 ff. — Barbosa, transl. by Stanley 128 ff. — Linschoten, Itinerar, c. 42. — Baldaeus 137 f. — Walther Schultze, Ost-Indische Reyse 114 ff. 130. 168. — Buchanan, Journey from Madras, Lond. 1807, II, 408 ff. — James Forbes, Oriental Memoirs, Lond. 1813, I, 385 ff. — Papi, Lettere sulle Indie Orientali, Lucca 1829, I, 207 ff. — Graul, Reise nach Ostindien, Leipz. 1854, III, 229 ff. 340. — Lassen, Indische Altertumskunde, IV, Leipz. 1861, 268 ff. — Jagor in den Verh. der Berliner Ges. f. Anthrop. 1878, 120 ff. (Zeitschr. f. Ethnol. X). — Bachofen, Antiquarische Briefe, Strassb. 1880, I, 224 f. — Giraud-Teulon, Les Origines du Mariage, Genève 1884, 150 ff. — Einen trefflichen Einblick in das Leben dieser ritterlichen Kaste gewährt das schöne Lied von Kelappan vom Garten, s. Grundert in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. XVI, 505 ff.

2) Ueber das Tali, s. Dapper, Asia oder ausführliche Beschreibung des Reichs des Grossen Mogols, Nürnberg. 1681, 28. Papi, Lettere I, 266. Graul, a. a. O. IV, 1, 336, N. 155. Jagor a. a. O. 124.

3) Graul III, 336 f. Zuerst bei Barbosa (Collecção de Noticias, Lisboa 1813, II, 312, 317. Transl. by Stanley 106 f. 124 ff.). Liebrecht, Zur Volkskunde 421. Bachofen, Briefe I, 236 ff. 242.

4) Nach der portugiesischen Schrift aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die Ramusio unter dem Titel Sommario di tutti li regni, città e popoli orientali übersetzte, war das Tali (hier *quete* geheissen) geradezu das Zeichen der vollzogenen Entjungferung (Ramusio, Navigazioni et Viaggi, Vinetia 1563, I, 331, D). Heutzutage dagegen bleibt es bei diesem Symbol: der Mann hängt dem Mädchen das Tali um und erhält dafür sein Geldgeschenk. Um die Kosten der Festlichkeiten zu vermindern, werden zuweilen sämtliche junge Mädchen eines Hauses vom dritten bis zum elften Jahre gleichzeitig einem hiezu gemieteten Manne angetraut, der für jedes Mädchen wenigstens eine Mark erhält. Jagor, a. a. O. 124.

gefärbten Haaren; sie seien sehr sinnlich und bitten die Männer, ihnen die Jungfrauschaft zu nehmen, da sie im jungfräulichen Zustand keinen Gatten finden.<sup>1)</sup> Diese Angabe ist übergegangen in die älteste Sammlung von Reisebeschreibungen, betitelt *Paesi novamente ritrovati et novo mondo da Alberico Vesputio Florentino intitolato, Vicentia 1507.*<sup>2)</sup>

Etwas ähnliches geschieht noch heute an der Loangoküste, wenn ein Mädchen bis zu einem gewissen Alter ledig bleibt. Da übergibt man es aber einem Sklaven, dass er es zum Weibe mache.<sup>3)</sup>

Durch ein seltsames Abenteuer wurde dem Bolognesen Ludwig von Barthema oder Varthema<sup>4)</sup> um 1505 in Tenasserim (*Tarnassari*) in Hinter-Indien ein ähnlicher Brauch bekannt. Hier waren es die Fremden, die weissen Männer, welche von den heidnischen Eingeborenen, den König nicht ausgenommen, ersucht wurden, in der Brautnacht ihre Stelle einzunehmen. Varthema erzählt ausführlich, wie ihm und seinem Begleiter, einem Perser, ein solcher Antrag gemacht worden sei, dem der letztere auch<sup>5)</sup> Folge geleistet habe.<sup>6)</sup> Aus Varthema schöpften Sebastian Frank,<sup>7)</sup> Mandelslo<sup>8)</sup> u. a.

1) *Estas mulheres andão nuas assim como os homens, e trazem sobre si muita riqueza e os cabellos muito ben pintados; são muito luxuriosas, e pedem aos homens que lhe tirem a virgindade, porque em quanto estão virgens não achão marido.* Collecção II, 127. Ramusio I, 125, E. Ebenso Joh. Bloecius, *Historiae per Saturam ex Novi Orbis Scriptoribus*, Rostochi 1625, 6.

2) *Et pregano li huomini che li tolgano la uirginita, perche stando uergine non trouano marito.* L. III, c. 175. Deutsche Uebersetzung aus dem 16. Jahrhundert: *Neue vnbekante landte und ein neue weldte in kurtz verganger zeythe erfunden*, o. O. u. J. c. LXXV. Das seltene Buch handelt von den Fahrten des Alois von Cadamosto, des Columbus und anderer. Der Compiler ist wahrscheinlich der Kosmograph Alexander Zorzi (Brunet, *Manuel du Libraire*, Paris 1864, V, 1157).

3) Post, *Afrikanische Jurisprudenz*, Oldenburg und Leipzig 1887, I, 462. Was hier als eine knechtische Pflicht erscheint, das beanspruchten bei den etruskischen Volsiniern die Sklaven als ihr Recht, sobald sie durch eine sociale Revolution zur Herrschaft in der Stadt Bolsena gelangt waren (Valerius Maximus IX, 1, Extr. 2). Die in den Schriften neuerer Anatomen und Gynäkologen wie Hyrtl und Ploss sich findende Behauptung, auch die alten Phöniker hätten die Mädchen vor ihrer Verheirathung durch Diener entjungfern lassen, geht, soviel ich sehe, auf Nicolaus Venette im 17. Jahrh. zurück (*La génération de l'homme ou le tableau de l'amour conjugal, nouvelle édition*, Amsterdam 1782, I, 49). Dieser beruft sich dabei auf den h. Athanasius. Aber das Citat ist falsch. Athanasius sagt nichts hievon. Vielleicht liegt hier eine Verwechslung mit den Lydiern vor, von denen Klearch im 4. Buch seiner Lebensbeschreibungen die Sage berichtete, sie seien von ihrer despotischen Herrscherin Omphale gezwungen worden, ihre jungfräulichen Töchter ihren Sklaven hinzugeben (Athenaeus, L. XII, p. 516, A).

4) Ueber ihn s. Gubernatis, *Memoria intorno ai Viaggiatori Italiani*, Firenze 1867, 24 ff. 53 ff.

5) Oder vielleicht er selbst! werfen Michael Wiedemann (*Historisch-poetische Gefangenschaften*, 4. Monat, Iliria 38) und Döpler ein (*Theatrum poenarum* I, 1059).

6) Ludovico di Varthema, *Itinerario* (1510), nuovamente posto in luce da Alberto Bacchi della Lega, Bologna 1885, 180 ff. Alte deutsche Uebersetzungen, die eine: *Die Ritterlich vnd lobwürdig reiss des gestrengen vnd überall ander weyt erfarnen Ritters vnd landtfarers herren Ludowico Vartomans von Bolonia, Strassburg 1516*, Bogen O, II; die andere bei Michael Herr,

Nach dem Kirchenhistoriker Sokrates wurden auch bei den von altersher in Weibergemeinschaft lebenden Einwohnern der phönikischen Stadt Heliopolis die Jungfrauen den Fremden hingegeben, welcher Brauch erst vom Kaiser Constantin abgeschafft worden sei.<sup>1)</sup>

Dass in Calicut bei den Vornehmen ähnliches vorkam wie in Tenasserim, berichtet der Holländer Peter Wilhelm Verhuefen (um 1608).<sup>2)</sup> Linschoten meldet dasselbe aus Pegu und fügt ausdrücklich hinzu, dass die Adelichen dem Fremden dafür eine Verehrung gaben.<sup>3)</sup> Mandelslo fand diesen Brauch auch bei den schwarzen Eingebornen von Malacca.<sup>4)</sup> In den birmanischen Ländern soll er sich bis in neuere Zeit erhalten haben.<sup>5)</sup> Nach Richards Geschichte von Tongking sind im Königreich Aracan im vorigen Jahrhundert namentlich holländische Matrosen zu diesem Zweck von den Einwohnern gedungen worden.<sup>6)</sup> Dort soll es wie auf den Philippinen für entehrend gegolten haben, ein Mädchen zu heiraten, das nicht zuvor von einem anderen entjungfert worden wäre, und nur gegen Bezahlung soll sich jemand hiezu verstanden haben.<sup>7)</sup>

Unrichtig dagegen oder zum mindesten unglücklich ausgedrückt ist die Angabe Carl Ritters über die erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zum Islam bekehrten Assir im inneren Arabien, sie hätten dem reisenden Gast *das Recht der Brautnacht*

---

Die New welt der landschaften und Insulen, Strassb. 1534, Bl. 80<sup>a</sup>. Alte französische Uebersetzung von Balarin de Raconis, p. p. Ch. Schefer, Paris 1888, 212 ff. In der alten englischen Uebersetzung von R. Eden 1576 (in Hakluyts Selection of Curious, Rare and Early Voyages, Lond. 1812, 192) ist das eigene Erlebnis Varthemas übergangen. Neuere Uebers. von John Winter Jones, ed. by Badger, Lond. 1863, 202 ff. Vergl. Karl Schmidt, Jus primae noctis, Freiburg 1881, 39, Anm. 1. 314, Anm. 1.

7) Weltbuch, Tübingen 1534, Bl. CCV<sup>a</sup>.

8) Morgenländische Reisebeschr. 204, Anm. des Olearius S. 205.

1) Socratis Historia Ecclesiastica, L. I, c. 18 (Migne, Patres graeci LXXVII, 124).

2) Indiae Orientalis Pars IX, Historicam descriptionem navigationis ab Hollandis et Selandis in Indiam Orientalem sub imperio Petri Guilielmi Verhuffii susceptae et peractae continens, Francofurti 1612, 26. K. Schmidt, a. a. O. 316, Anm. 1.

3) Itinerar L. I, c. 17. Deutsch bei Bry und Merian, Anderer Theil der Orientalischen Indien, 48. Rottmann, Rituale Nupturientium oder Beschreibung der Hochzeit-Gebräuche, Bremen 1715, 429. De Gaya, Cérémonies nuptiales 93.

4) A. a. O. 204. Darnach Francisci, Neu polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel 937. Rottmann 146. 430. C. Ph. Hoffmann, Von dem Hochzeit-Tage 59.

5) Varthema, transl. by Jones LXXIX.

6) Pinkerton, A general collection of the best and most interesting voyages and travels in all parts of the world, London 1811, IX, 760 f.

7) Sedillot im Dictionnaire des sciences médicales, Paris 1814, VIII, 187. Virey und Fournier, Das Weib im gesunden und kranken Zustande, nach dem Französischen von Renard und Wittmann, Leipzig 1821, 100. — Der gelehrte französische Jurist Andreas Tiraquell († 1558) führt an, dass auch die Scythen und Corsen ihre Jungfrauen vor der Hochzeit den fremden Seefahrern an der Küste hingegeben hätten, nennt aber seine Quellen nicht (De legibus connubialibus et iure maritali, Parisiis 1546, fol. 60<sup>a</sup>).

(*droit de Seigneur einst im Occident*) in Beziehung auf die Frauen zugestanden.<sup>1)</sup> Denn an einer früheren Stelle, wo er derselben Sitte erwähnt, nimmt er selbst die Jungfrauen davon aus.<sup>2)</sup> In der Tat beschränkte sich der auch anderwärts vielverbreitete Brauch der Assir, dem Gast für die Nacht ein Weib zu geben, ausschliesslich auf die Frau des Wirtes und sonstige nicht mehr jungfräuliche weibliche Mitglieder der Familie.<sup>3)</sup>

Ausser den Fremden werden in den malabarischen Ländern als Stellvertreter des Bräutigams noch die Priester genannt. Auch hierüber giebt unter den Europäern Varthema den ersten Bericht: Der König von Calicut, der den Titel Samorin<sup>4)</sup> führt, erwählt dazu den würdigsten der Brahmanen, der aber nicht gerne und nur gegen Bezahlung von 400 oder 500 Dukaten einwilligt.<sup>5)</sup> Aus Varthema gieng diese Angabe in Sebastian Franks Weltbuch<sup>6)</sup> und in Anekdotensammlungen über.<sup>7)</sup> Nach Varthema beobachtete nur der König diesen Brauch; andere Berichterstatter dehnen ihn auch auf die Adlichen und Vornehmen aus, wie der portugiesische Verfasser des Sommario,<sup>8)</sup> Verhuefen und nach ihm Francisci,<sup>9)</sup> Mandelslo und darnach Guyon,<sup>10)</sup> Roger, der sich auf das Tagebuch des Admirals van Caerden beruft,<sup>11)</sup> und darnach Rottmann,<sup>12)</sup> ebenso Jürgen Andersen aus Tundern, der die malabarische Küste 1648 besuchte,<sup>13)</sup> der Berner Maler Albrecht Herport<sup>14)</sup> und der Harlemer Walther Schultze.<sup>15)</sup> Auch Alexander Hamilton, der 1688—1723 in Indien lebte, bestätigt diesen Brauch

1) Erdkunde, Berlin 1846, XII, 983.

2) XII, 211.

3) Burkhardt, Travels in Arabia, London 1829, II, 378. Fulgence Fresnel, Lettres sur l'Histoire des Arabes avant l'islamisme, Paris 1836, IV. Lettre, 42 (auch im Journal Asiatique, 3. Série, V, 536).

4) Samorim bei Camoens. Ueber diesen Titel s. Lassen, Ind. Altert. IV, 196. 255 ff. Pyrad of Laval I, 369, N. 4. 408. Th. Herberts Zee- en Lant-Reyse, Amsterdam 1665, 142. Schmidt, Jus primae noctis 318.

5) Itinerario 132. Ritterlich vnd lobwirdig reiss, Bogen i, IV. Herr, New welt, Bl. 74<sup>a</sup>. Französ. Uebers. 160. Englische von Eden 181, von Jones und Badger 141. Guyon, Gesch. von Ost-Indien II, 85. 86. Schmidt, Jus primae noctis 313. Giraud-Teulon, Origines du Mariage 33.

6) Bl. CXCIX<sup>b</sup>.

7) S. z. B. Nouveau Dictionnaire d'Anecdotes, Liège 1786, II, 344 f.

8) Sommario di tutti li regni bei Ramusio I, 331, D.

9) Verhuefen 26. Francisci 936.

10) Morgenländ. Reisebeschr. 116. 142. Guyon, Gesch. II, 275 f. Schmidt, Jus primae noctis. 316, vergl. 142.

11) Offne Thür 99, Anm. 3. Chr. Arnolds Auserlesene Zugaben, ebenda 854.

12) Rituale nupt. 146.

13) Jürgen Andersen aus Schlesswig und Volquard Iversen aus Holstein, Orientalische Reise-Beschreibung, herausg. durch Adam Olearium, Schlesswig 1669, 20.

14) Eine kurtze Ost-Indianische Reiss-Beschreibung, Bern 1669, 159.

15) Ost-Indische Reyse 168<sup>a</sup>.

für den Samorin und seine Edeln; das gemeine Volk, fügt er hinzu, teile ihn nicht.<sup>1)</sup> Herbert dagegen, der ungefähr 60 Jahre früher nach Calicut kam, hatte, was diese Sitte betraf, keinen Unterschied zwischen dem König und seinen Untertanen gefunden.<sup>2)</sup> Nach dem Sommario gab man bei der Auswahl des Stellvertreters den Patamaren den Vorzug, jener besonders geehrten Klasse von Brahmanen, welche dereinst das Reich Cambaja beherrscht hatte.<sup>3)</sup>

Denselben Brauch bezeugt der Venezianer Balbi für das benachbarte Königreich Cotschin und zwar als vom Herrscher sowohl wie von den Untertanen geübt.<sup>4)</sup>

Die früheste Nachricht über die seltsame Gepflogenheit haben wir aus Kambodscha in der Reisebeschreibung eines chinesischen Beamten vom Jahre 1295. Da wird ausführlich erzählt, dass ein Buddhapriester oder ein Priester der Taoreligion mit der Entblümung der Braut beauftragt werde; diese Dienstleistung der heiligen Männer nenne man *tshin-than*, Zurichtung des Lagers. Alljährlich liess der Ortsvorsteher den hiefür erwählten Tag ausrufen und alle diejenigen, welche Töchter zu verheiraten hatten, vorladen. Er gab jedem eine grosse Kerze, an der ein Zeichen angebracht war: die Zeit, in welcher die Kerze bis zu dem Zeichen herabbrannte, war für das *tshin-than* bestimmt.<sup>5)</sup> Darauf erwählten sich die Eltern ihren priesterlichen Vertrauensmann aus dem nächsten Kloster. Ein reiches Haus beschenkte ihn dafür mit Wein, Reis, Leinwand, Arekanüssen, Silbergeschirren und anderen Dingen, welche im Ganzen einen Wert von 1500—2400 Francs ausmachten. Unter den zehnten Teil dieses Wertes durfte auch die geringste Entlohnung nicht heruntergehen. Die Schwierigkeit, eine solche Summe zu beschaffen, verzögerte oft die Verheiratung armer Mädchen auf Jahre hinaus. Daher galt es für eine gute Tat, armen Jungfrauen das Geld für das *tshin-than* zu schenken. Der Priester wurde dann in der bezeichneten Nacht in einer Sänfte, mit einem Schirm, mit Trommeln und Musik abgeholt und unter einen bunten Thronhimmel gesetzt, das Mädchen unter einen andern. Ueber den weiteren Verlauf der Ceremonie konnte der Chineser, der als Fremder keinen Zutritt hatte, nichts Gewisses erfahren. Bei Tagesanbruch wurde der Priester wieder heimgeleitet. Oft geschah die Feierlichkeit an einem Ort in zehn Häusern zu gleicher Zeit; die Sänften der Priester begegneten sich in den Strassen, und allenthalben hörte man Trommeln und Musik.<sup>6)</sup>

1) New Account of the East Indies, London 1744, I, 310. Auch bei Pinkerton VIII, 374. Schmidt, Jus pr. n. 317. Bachofen, Briefe I, 223.

2) Zee- en Lant-Reyse 143.

3) Ramusio I, 327, D. F. Vergl. Rénaud, Mémoire sur l'Inde, Paris 1849, 221. Bachofen, Briefe I, 243.

4) Viaggio 75<sup>b</sup>. 137<sup>a</sup>. Rottmann 145. 430. Recueil des Voyages V, 25. Schmidt, Jus pr. n. 315.

5) Dieser aphrodisische Zeitmesser erinnert an die Hetäre Klepsydra, welche ihren Beinamen davon hatte, dass sie ihre Reize für die Dauer des Ablaufs einer Wasseruhr zu verleihen pflegte (Asklepiades in seiner Schrift über Demetrius Phalereus bei Athenaeus L. XIII, p. 567 D).

6) Description du royaume de Camboge, s. Abel-Rémusat, Nouveaux Mélanges Asiatiques,

Dass noch in unserer Zeit bei einer Vaischnavasekte in Indien der Oberpriester von den Gläubigen um die nämliche Gunstbezeugung ersucht wurde, hat ein Press-process in Bombay im Jahre 1862 erwiesen.<sup>1)</sup>

Aehnliches berichten zahlreiche Quellen über die Piaches oder Paje's, die Zauberärzte bei den Cariben, Arowaken und anderen mittel- und südamerikanischen Stämmen.<sup>2)</sup> Nach dem Berichte Ulloas hatten bei den wilden Peruanern die der Blume beraubten Mädchen höhere Geltung als die Jungfrauen.<sup>3)</sup>

Statt des Priesters wurde endlich bei einzelnen Völkern der König um denselben Dienst gebeten. Nach dem Seefahrer Jakob van Neck (1600—1604) taten das die vornehmen Herren von Goa und holten nach zwei oder drei Nächten ihre Bräute mit Pfeifen, Trommeln und anderer Kurzweil wieder ab.<sup>4)</sup> Schon im Altertum wurden nach Herodot bei dem libyschen Volksstamm der Adyrmachiden die heiratslustigen Jungfrauen dem König in gleicher Absicht vorgeführt, der aber nur diejenigen, die ihm gefielen, berücksichtigte.<sup>5)</sup> Die heidnischen Bewohner von Teneriffa nahmen kein Mädchen zur Frau, wenn es nicht zuvor bei ihrem Herrn eine Nacht geschlafen hatte.<sup>6)</sup> Ebensowenig kann noch heute bei den Ballanten am Casamancefluss in Senegambien ein Mädchen heiraten, bevor nicht diese Formalität erfüllt ist, daher der Vater einer reizlosen Tochter ansehnliche Geschenke und inständige Bitten daranwenden muss, bis der König sich ihrer erbarmt. Wird das Mädchen davon gesegneten Leibes, so nimmt sie der König unter seine Frauen auf.<sup>7)</sup> Bei mittel- und südamerikanischen Völkern, z. B. den Cariben, liessen sich neben den Zauberärzten auch die Kaziken zu gleicher Hülfeleistung erbitten.<sup>8)</sup> Merkwürdige

Paris 1829, I, 116 ff. Lassen, Ind. Altert. IV, 408. Liebrecht, Zur Volksk. 420. Schmidt, Jus pr. n. 214 f.

1) Das Nähere s. Schmidt, Jus pr. n. 320 ff. Giraud-Teulon 22 f.

2) Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerikas, zumal Brasiliens, Leipz. 1867, I, 113. Ausführlich besprochen von Schmidt a. a. O. 357 ff. 365 f. und in der Zeitschrift für Ethnologie 1884, XVI, 52. Vergl. Description de l'Amérique, Amsterdam 1638, 31. Scheibles Christoph Wagner, Fausts Famulus (1714), Stuttg. 1846, 145. Theodor Waitz, Anthropol. I, 460, Anm. Kulischer im Archiv für Anthropol. XI, 223.

3) Virey-Fournier, Das Weib 58. Carli, Lettres Américaines, Boston 1722, I, 137 f.

4) S. die Stelle bei Schmidt, Jus pr. n. 312, Anm. 3. Ferner Abraham Roger, Offne Thür 99, Anm. s, und darnach Rottmann 145. 429 f. Recueil des Voyages III, 293 f. Sonnerat I, 68, Anm.

5) Herodot IV, 168. Aelian, Var. hist. L. IV. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies L. I, c. 24. Weitere Stellen s. Schmidt a. a. O. 189, Anm. 1.

6) So erzählt der Venezianer Alois von Cadamosto, der Entdecker der Capverdischen Inseln, der im Dienste des Prinzen Heinrich von Portugal um 1455 die Westküste Afrikas erforschte (Collecção II, 13. Ramusio I, 98, D. Paesi novamente retrouati c. VIII. Deutsche Uebersetzung c. VIII. Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 51 f.).

7) Alfred Marche, Trois Voyages dans l'Afrique Occidentale, Paris 1879, 70. Ploss, Das Weib<sup>3</sup> I, 309.

8) Martius, Beiträge I, 113, Anm. Schmidt, Jus pr. n. 360, Anm. 2. Zeitschr. f. Ethnol. 1884, XVI, 52 ff. Vergl. Starcke, Die primitive Familie, Leipzig 1888, 135, N. 1.

Analoga bieten altirische Sagen im Buch von Leinster und im Buch von der schwarzbraunen Kuh.<sup>1)</sup>

Wenn wir nach den Gründen dieser für uns so befremdlichen Erscheinungen fragen, so müssen wir uns hüten, alle aus einem einzigen Princip erklären zu wollen. Denn bei der Mannichfaltigkeit menschlicher Anschauungen können die Völker auf ganz entgegengesetzten Wegen zu demselben Brauche gelangen, wie hier in der Abweichung vom natürlichen Verhalten tatsächlich solche, welche die Jungfräulichkeit der Braut aufs höchste schätzen, z. B. die Araber, mit andern, die nicht den mindesten Wert darauf legen, zusammentreffen. Anthropologische Forscher wie Lubbock,<sup>2)</sup> Liebrecht,<sup>3)</sup> Giraud-Teulon<sup>4)</sup> sind geneigt, die Stellvertretung in der Brautnacht auf die von ihnen als die Urform der Ehe angenommene Weibergemeinschaft zurückzuführen, welche seit Bachofen mit dem Ausdruck Hetärismus bezeichnet zu werden pflegt.<sup>5)</sup> Die Einzelehe, so führen sie aus, habe diese gemeinsamen Rechte beeinträchtigt, und zur Entschädigung habe sich die Braut einmal anderen preisgeben müssen.<sup>6)</sup> Diese Hypothese möchte jedoch allenfalls zu dem bei manchen Völkern herrschenden Hochzeitsbrauch stimmen, nach welchem die Braut sämtlichen geladenen Gästen angehört,<sup>7)</sup> keineswegs aber zu dem Institut der Mietlinge, das aus ganz entgegengesetzten Ansichten über den Wert der ersten Beiwohnung hervorgeht.

1) Schmidt in der Zeitschrift f. Ethnol. XVI. 50.

2) Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, nach der 3. vermehrten Aufl. aus dem Englischen von Passow, Jena 1875, 83. 101.

3) Zur Volkskunde 423.

4) Origines du Mariage 5 ff.

5) Das Mutterrecht, Stuttgart 1861, 10 ff.

6) Vergl. Schmidt, Jus pr. n. 36 ff. Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 38 ff.

7) Doch Mac Lennan zeigt, dass auch diese Annahme auf schwachen Füßen steht (s. Studies in Ancient History, London 1886, 336 ff.). Westermarck, der die Hypothese von der ursprünglichen Weibergemeinschaft mit einleuchtenden Gründen bekämpft, sieht in dem genannten Brauch wie im Herleihen der Frauen eine barbarische Form der Gastfreundschaft (History of human marriage, Helsingfors 1889, I, 89. Aehnlich Starcke, Die primitive Familie, 135) oder eine Ablohnung der Gehülfen des Brautraubs (I, 91 f.). Der Brauch herrschte bei den Nasamonen in Libyen (Herodot IV, 172) und den Augilern in der Cyrenaica (Pomponius Mela, I, 46, ed. Parthey 14, 23. Solinus 31, 4, ed. Mommsen 154, 4. Vincentius Bellovac. Specul. hist. I, 88. Sebastian Frank, Weltbuch, fol. XIIIa. Logaus Epigramme I, 76. 81, Ausg. von Eitner, Tübingen 1872, 26. 27, nach Alexander Sardi, De moribus ac ritibus gentium, Venetiis 1557, L. I, c. 4, p. 7. Rottmann 428. Schmidt, Jus pr. n. 39. W. Schneider Die Naturvölker, Paderborn und Münster 1885, II, 472). Bei beiden Völkern hatten die Gäste der Braut dafür Geschenke zu geben. Bei den Eingeborenen der Balearen folgten die Gäste einander dem Alter nach; der Bräutigam war der letzte (Diodorus Siculus, Bibliotheca historica L. V, c. 18, 1. Kulischer im Archiv für Anthropol. XI, 221). Eine ähnliche Sitte fand Garcilasso de la Vega († 1620) bei den Mantas in Peru (Martius, Beiträge I, 113. Lubbock, Entstehung 102). Dasselbe wird in neuerer Zeit aus Nukahiva (G. H. v. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, Frankf. 1812, I, 132 ff.) und andern Ländern berichtet (Giraud-Teulon 32. Post, Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe, Oldenburg 1875, 31. Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 465). Von mittel- und südamerikanischen

Andere Forscher wie F. C. J. Fischer,<sup>1)</sup> P. Roussel,<sup>2)</sup> Hyrtl<sup>3)</sup> und Ploss<sup>4)</sup> sehen darin ein Zeichen der Verweichlichung. So erklärte schon de Morga das von ihm zuerst besprochene Institut der Mietlinge auf den Philippinen,<sup>5)</sup> ebenso Gemelli Careri<sup>6)</sup> und Mallat.<sup>7)</sup> Auch Francisci sah einen Hauptgrund für die Bräuche der Bewohner von Calicut und Cotschin darin, dass *sie der Mühe, das Schloss der Keuschheit zu öffnen, mögen durch andre überhaben werden.*<sup>8)</sup> Das mag für einzelne Völker zutreffen. Die Australier wenigstens gestehen selber zu, dass sie bei ihren rohen Manipulationen nur durch Bequemlichkeitsrücksichten geleitet werden.<sup>9)</sup> Doch reicht dieser Erklärungsgrund für ein so mannhaftes Geschlecht wie die Nairen auf Malabar nicht aus.

Für das Verständniss, wie diese zu ihren Bräuchen gekommen sind, giebt uns der glaubhafte Bericht des Barbosa-Magellan einen deutlichen Fingerzeig. Er sagt, dass bei ihnen die Entblümung der Jungfrauen für etwas Unreines, gleichsam für etwas Gemeines gegolten habe.<sup>10)</sup> Damit haben wir wohl den gewichtigsten Beitrag zur Aufhellung dieses völkerpsychologischen Problems.<sup>11)</sup>

Völkern wissen wir, dass die Familien- und Standesgenossen hiezu geladen wurden (Pedro de Cieça de Leon, Chronica del Peru, Anvers 1554, I, c. XLIX, Bl. 133<sup>b</sup>. Description de l'Amérique, Amsterdam 1638, 9. P. du Val, Geographiae universalis Pars prior, das ist Der allgemeinen Erd-Beschreibung Erster Theil, aus dem Französischen von Beer, Nürnberg 1681, 127. Montaigne, Essais, Paris 1783, I, 124. Rottmann 196. Carli, Lettres Américaines I, 136 f. Bachofen, Mutterrecht XIX, 12 f. 18. Lubbock, Entstehung 102. Liebrecht, Zur Volkskunde 422. Schmidt, Jus pr. n. 40. 362). Pedro Alvares Cabral erzählt um 1500 von den Edelleuten zu Calicut, sie laden, wenn sie eine Frau nehmen, fünf oder sechs ihrer besten Freunde ein, bei ihr zu schlafen (Collecção II, 127). Es scheint sich aber hier um die in Malabar übliche Polyandrie zu handeln.

1) Ueber die Probenächte der teutschen Bauernmädchen, Berlin 1780, s. Scheible, Das Schaltjahr, Stuttgart 1847, III, 441.

2) Systême physique et moral de la femme, Paris 1803, 164.

3) Handbuch der topographischen Anatomie, 7. Aufl., Wien 1882, II, 190.

4) Das Weib, 1. Aufl. Leipzig 1885, I, 218.

5) Sucesos 309: *teniendo por estorbo é impedimento, quando se casaban, que fuesen virgenes.* Transl. by Stanley 304.

6) Giro del mondo V, 87: *perche la verginità si riputava un' impedimento di godere allo sposo.*

7) Les Philippines I, 61.

8) Neu-polierter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel 936. Aehnlich urteilt der Gynäkologe Nicolas Venette: *Car comme nous prions ici un Serrurier de faire mouvoir les ressorts d'une serrure neuve qu'il nous apporte pour éviter la peine que nous y prendrions le premier jour, ainsi les peuples dont nous venons de parler, avoient raison d'avoir établi de semblables loix.* La Génération de l'Homme, Amsterdam 1732, I, 50.

9) Hier handelt es sich auch meist um halbreife Mädchen. Verhandlungen der Berliner Ges. f. Anthrop., 1880, 89 (Zeitschr. f. Ethnol. XII).

10) *Hos quæes haom antre sy por cousa çuja, e quasi uileza hauerem hãa mulher de virgindade.* Collecção II, 327. Ramusio I, 307, E. Barbosa, tr. by Stanley 126.

11) Auch Martius sagt von der südamerikanischen Sitte, sie sei „wahrscheinlich in dem bei vielen rohen Völkern herrschenden Vorurteile von der Unreinheit der Weiber gegründet.“ Beiträge I, 113 f. Vergl. Schneider, Die Naturvölker II, 471.

Eine Erklärung der eigentümlichen Anschauung werden wir jedoch nicht sowohl auf dem Gebiete der Moral als auf dem des volkstümlichen Aberglaubens zu suchen haben. Da findet sich denn, was schon Rosenbaum erkannt hat,<sup>1)</sup> dass bei einem Teile der Menschheit nicht bloss das Menstrualblut, sondern ebenso das bei der Defloration fließende Blut für unrein und schädlich gehalten wurde.<sup>2)</sup> Ein sprechendes Zeugnis für diese Meinung bieten uns die altindischen Hochzeitbräuche. Nach den Hochzeitsprüchen im Veda galten die vom Blute der Brautnacht geröteten Hemden für giftig und bösen Zaubers voll und mussten daher gleich am Morgen beseitigt werden.<sup>3)</sup> Zitternd vor ihrer dämonischen Macht steckte sie der Bräutigam auf die gespaltene Spitze einer Stange und bannte so ihren Zauber fest.<sup>4)</sup> Sie wurden dann dem Priester zuteil, der allein im Stande war, sie wieder zu reinigen.<sup>5)</sup> Damit vertrieb man die bösen Dämonen des Ehebetts<sup>6)</sup> und verhütete, dass die junge Frau ihrem Gatten Schaden tue.<sup>7)</sup>

Da der Brauch, den Neuvermählten am Morgen nach der Brautnacht frische Kleider zu bringen, auch bei andern indogermanischen Völkern, z. B. bei den Deutschen,<sup>8)</sup> vorkommt, so reicht die ihm zu Grunde liegende Anschauung wohl bis in die indogermanische Urzeit zurück.<sup>9)</sup>

1) Gesch. der Lustseuche im Altertume<sup>4</sup> 56. 58. 369. Ebenso Gubernatis, Storia comparata degli Usi Nuziali, Milano 1878, 220, Mac Lennan, Studies 342, Bartels in der 3. Auflage von Ploss, Das Weib, I, 309. 406.

2) Eine Ausnahme wäre vielleicht für Kambodscha zu verzeichnen, wenn die zu Ohren des chinesischen Reisenden vom J. 1295 gedruckenen, von ihm selbst aber als verdächtig bezeichneten Gerüchte auf Wahrheit beruhten, dass dieses mit Wein vermischte Blut von den Eltern, Verwandten und Nachbarn der Braut zur Besegnung der Stirne verwendet oder, wie andere sagten, sogar getrunken worden sei (Abel-Rémusat I, 118, N. 1). Doch werden ja auch Gifte als Heilmittel gebraucht. Ebenso wurde das allgemein von Aerzten und Laien der Vorzeit für giftig gehaltene Menstrualblut (ich verweise nur auf Hensler, Geschichte der Lustseuche, Hamburg 1789, I, 205 ff. 262 f. 304 f.) zu Arzneien verwendet (s. Plinius XXVIII, 23. Mich. Bapst, Artzney Kunst vnd Wunder Buch I, 245 ff. Schurig, Parthenologia historico-medica, hoc est Virginitatis consideratio, Dresdae et Lipsiae 1729, Sectio II, cap. XI, § 12 ff., p. 241 ff. Ploss, Das Weib<sup>3</sup> I, 277). Noch heute bereiten die transsilvanischen Zigeuner Heilsalben daraus (H. v. Wlislöcki in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXIII, 224).

3) Dunkelrot ist es: ein Zauber, Ansteckung ist drin eingesalbt. Sūryāsūktam, Rig-Vēda X, 85, 28 (Webers Indische Studien, Berlin 1862, V, 187). Brennend ist es, scharf und voll Widerhaken und giftig auch, zu nutzen nicht. Rig-Vēda X, 85, 34 (ebenda 189, vergl. die Uebersetzung von Haas, ebenda 274. Ludwigs Uebers. des Rig-Vēda, Prag 1876, II, 536. Grassmanns Rig-Vēda, Leipzig 1877, II, 483. Winternitz, Das altindische Hochzeitrituell, in den Denkschriften der Wiener Akademie, Philos.-hist. Cl. XL, 100).

4) Atharva-Vēda, s. Webers Indische Studien V, 212 f. Mein ganzer mir sehr lieber Leib zitterte hier vor dem Gewand (ebenda 213, vergl. 188. 274).

5) Ebenda 189. 190.

6) Ebenda 211.

7) Ebenda 196. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879, 344.

8) Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. Aufl., Wien 1882, I, 402, Anm. 1.

9) Webers Ind. Stud. V, 412.

Aus dieser abergläubischen Scheu vor dem Hymenblut ergibt sich zunächst ein Erklärungsgrund für die Geringschätzung der Jungfräulichkeit,<sup>1)</sup> für die Gleichgültigkeit gegen die Ausschweifungen der jungen Mädchen in so vielen Ländern der Erde.<sup>2)</sup> Daraus erklärt sich denn auch, wie bei dem einen Volk der Bräutigam dazu kam, unter Fremden und Einheimischen gegen Geld und gute Worte sich einen Ersatzmann zu suchen, und wie bei dem andern diese Stellvertretung dem geistlichen und dann auch dem weltlichen Schirmherrn als eine Ehrenpflicht zufiel, die mit Gaben belohnt werden musste.<sup>3)</sup> Die Priester, welche überall zugleich Zauberer waren, wie

1) Vergl. z. B. Cieça de Leon I, c. XLIX, Bl. 133<sup>b</sup>. Carli, Lettres I, 137. Gemelli Careri, Giro del mondo V, 87. Martius, Beiträge I, 112. W. Schneider, Die Naturvölker, I, 267, 289. Germania XXXIII, 245. Der nordamerikanische Indianerstamm der Cumanches soll nicht einmal ein Wort für Jungfrau haben (Waitz, Anthropologie IV, 213 ff.). In Aracan am bengalischen Golf verfiel ein Mädchen, das im Alter der Mannbarkeit seine Jungfrauschaft bewahrte, der allgemeinen Verachtung (Walther Schultze, Ost-Indische Reyse 96<sup>b</sup>). Die Dravidas auf Malabar gehen so weit, dass sie in ihrem Glauben die als Jungfrauen sterbenden Mädchen der Verdammnis anheimgeben: *Et tem por fee que toda a mulher que more uirgem he danada*. Barbosa s. Collecção II, 332. *Et hanno tra loro questa opinione, che donna che muoia vergine, non vadia in paradiso*. Ramusio I, 308, D (Barbosa, tr. by Stanley 133). In dieser der mittelalterlich christlichen so ganz entgegengesetzten Ansicht begegnen sich die heidnischen Malabaren mit den Moslim und den Parsen von Kirman, welche dem Weibe nicht im jungfräulichen Zustand, sondern in der Erfüllung seines natürlichen Berufes als Gattin und Mutter die höchste Ehre zuerkennen. Die Moslim berufen sich für ihre Verdammung der Unvermählten auf den Ausspruch des Propheten: Das Paradies der Frau ist unter den Fusssohlen ihres Gatten (Ploss, Das Weib<sup>3</sup>, II, 580). Für die Parsen war die Verheiratung eine religiöse Pflicht, und nach ihrem Glauben musste daher ein mannbares Mädchen, das sich der Verehelichung widersetzte und als Jungfrau starb, bis zur Auferstehung der Toten in der Hölle bleiben, wenn sie auch noch so viele gute Werke getan hatte (Anquetils du Perron Reisen nach Ostindien, übers. von Purmann, Frankf. 1776, 704). Ueber ähnliche bald tragisch, bald komisch gewendete Sagen vom Schicksal der alten Jungfern nach dem Tode bei anderen Völkern des Ostens und Westens, besonders den Deutschen, s. Haberland, Altjungfernschicksal nach dem Tode, im Globus XXXIV, 205 f. L. Tobler, Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volks, in der Zeitschr. f. Völkerpsychologie XIV, 64 ff. Ploss II, 578 f.

2) Z. B. bei den Lydiern (s. Aelian, Varia historia IV, 1) und Thrakern (s. Caelius Rhodiginus, Lect. ant. L. XXVIII, c. 15, III, 526). Vergl. Bachofen, Mutterrecht 12. Kulischer im Archiv f. Anthropol. XI, 219 ff. 222. Giraud-Teulon 31 f. 179. Schneider, Naturvölker I, 266 ff. 276. 279. Marco Polo berichtet als einen verwunderlichen Brauch der Einwohner von Tibet, dass dort ein Mann unter keinen Umständen ein Mädchen heiraten würde, das Jungfrau wäre. Denn, sagten sie, ein Weib sei nichts wert, wenn es nicht Umgang mit Männern gepflogen habe. Man bot die Mädchen den Reisenden an und erwartete, dass der Fremde die Gefälligkeit mit einem Ring oder irgend einer andern Kleinigkeit belohnte, die das Mädchen, wenn es heiraten sollte, als Liebeszeichen vorzeigen konnte. Jemehr es dergleichen besass, desto gesuchter war es als Gattin (Marco Polo, L. II, c. 45, tr. by Yule, 2. edition, Lond. 1875, II, 35. 39, N. 4. Darnach Rottmann 429). Ähnliches erzählt schon Herodot von den Weibern der Gindanen in Afrika (IV, 176). Auch aus Neuholland wird ähnliches berichtet (Rottmann 430). Ueber die Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs der Mädchen vergl. Post, Geschlechtsgenossenschaft 29 f. Post, Afrikanische Jurisprudenz I, 457 f. 461 ff.

3) Von dem König der Ballanten sagt Alfred Marche (Trois Voyages 70) ausdrücklich: *Ce n'est même pas pour lui, à proprement parler, un droit, mais une obligation*. Auch in der alt-

die Piaches, mochten ganz besonders dazu berufen scheinen, die Abwehr jener gefährlichen Wirkungen zu übernehmen. Dass aus dieser Verbindlichkeit im Laufe der Zeiten durch den Wandel der Anschauungen etwas wie ein *jus primae noctis* werden konnte, wird schwer zu bestreiten sein. Wie aus der freiwilligen Hülfeleistung eine Art Verpflichtung, so gieng aus dieser eine Art Recht hervor. Den Uebergang zeigt uns die Bestimmung in Kambodscha, dass der Priester, wenn ihm seine Gebühren vorenthalten wurden, das Mädchen behalten und dadurch ihre Verheiratung verhindern durfte.<sup>1)</sup> Wie leicht konnte sich daraus die Ansicht bilden, er habe überhaupt von Anfang an ein Recht auf den leiblichen Besitz der Braut! Ausserdem mögen hier wie bei der Hingabe der Mädchen an den Götzen religiöse Vorstellungen des Opfers und der Weihe<sup>2)</sup> und wie bei der Inanspruchnahme des Königs das Verlangen nach edler Nachkommenschaft<sup>3)</sup> miteingewirkt haben.

Rosenbaum möchte auch die bekannte babylonische Sitte, zu Ehren der Mylitta die Jungfrauen an Fremde preiszugeben, auf jenen Aberglauben zurückführen.<sup>4)</sup> Dieselbe religiöse Prostitution herrschte auf Kypros, bei Phönikern und Puniern, Syrern und Juden, bei den Aegyptern, den Armeniern, den Hellenen, den Indern und Hinterindern.<sup>5)</sup> Doch wenn auch ähnliche Beweggründe damit ursprünglich im Spiele gewesen

irischen Sage heisst es, dass der König dazu verpflichtet war (Schmidt in der Zeitschr. f. Ethnol. XVI, 50). Es könnte hier also, wie Schmidt bemerkt, eher von einem *onus* als einem *jus primae noctis* gesprochen werden (ebenda 59).

1) Abel-Rémusat I, 118.

2) Westermarck, *Hist. of human marriage* I, 98. Sonnerat vermutet, die unselige indische Sitte, die Mädchen schon in zartem Alter, lange vor der Mannbarkeit zu verheiraten, sei in der Absicht eingeführt, dem die Trauung vollziehenden Brahmanen den Genuss seines Vorrechts der ersten Nacht unmöglich zu machen (*Voyage* I, 68 Anm.). Dies könnte sich jedoch nur auf die Dravidastämme beziehen. Bei den arischen Indern hat ein *Jus primae noctis* der Brahmanen nie bestanden (Schmidt, *Jus pr. n.* 216 f.). Vergl. übrigens *Gubernatis, Memoria* 137.

3) Starcke, *Die primitive Familie* 132. 135.

4) *Gesch. der Lustseuche im Altert.* 55 ff.

5) Zeugnisse für Babylon: Herodot I, 199, Strabo 745. — für Kypros: Herodot ebenda. Justinus XVIII, 5. Lactantius, *De falsa religione*, I, 17. Die Sage von den Schwestern des Adonis s. Apollodor, *Bibliotheca* III, 14, 3. — für die Phöniker: Athanasius, *Oratio contra gentes* 26. Augustin, *De civitate Dei* IV, 10. Andere Stellen bei Rosenbaum 54, Anm. 3. Preisgebung der Jungfrauschaft zu Aphaka am Adonisflusse s. Movers, *Die Phönizier* I, 192. Jungfrauen am Boden sitzend und die trauernde Aphrodite darstellend, harrten eines den Adonis darstellenden Mannes, dem sie ihr Magdtum gegen ein Opfer für die Baaltis hingaben, 205. Ueber die phönikischen Kadeschen I, 679 f. Die Preisgabe der Weiber von Byblos, die am Trauerfest des Adonis ihre Haare nicht abschneiden wollten, s. Pseudo-Lucian, *De Dea Syria* 6 (Lucianus ab Bekker rec., Berolini 1853, II, 394, 24). Movers I, 201 f. 205. 307. 360. 371. — für Karthago, das regnum Veneris, s. Münter, *Religion der Karthager*, Kopenhagen 1816, 31. 38 ff. — Syrer: Eusebius, *Vita Constantini* III, 55, ebenso in der *Oratio de laudibus Constantini*, c. 8 (Eusebius, ed. Ernestus Zimmermann, Francofurti 1822, 959, 1159). Vergl. Ed. Meyer, *Gesch. d. Altert.*, Stuttgart 1884, I, 251. — Juden: *Deuteronomium* 23, 18. 2. Kön. 23, 7. Vergl. Hosea 4, 13 f. Rosenbaum 88 Anm. 1. Meyer, *a. a. O.* I, 375. Wellhausen, *Skizzen und Vorarbeiten*, Berlin 1884, 43. — Aegypter: In Theben wurde die schönste und adlichste Jungfrau noch vor der Geschlechtsreife

sein können — was wol vermutet, aber nicht bewiesen werden kann —, so wie uns diese Bräuche geschichtlich bezeugt sind, unterscheiden sie sich wesentlich von den bisher besprochenen. Denn weit entfernt, selber abgelohnt zu werden, hatte der Liebhaber den für die Gottheit ihre Keuschheit opfernden Jungfrauen ein Geldgeschenk zu geben, das dem Tempelschatz anheimfiel.<sup>1)</sup>

Dagegen mag ein anderer, unser Gefühl aufs höchste empörender Brauch in jenem Aberglauben seine Erklärung finden. Ich meine die bei den Orang-Sakai im Innern der malayischen Halbinsel,<sup>2)</sup> bei den Battas auf Sumatra, den Alfuren auf Celebes,<sup>3)</sup> ebenso auf Ceylon<sup>4)</sup> und auf den östlichen Molukken<sup>5)</sup> hausende Unsitte,

dem Zeus (Ammon) als Priesterin geweiht und trieb Buhlerei, bis die Zeichen der Mannbarkeit bei ihr eintraten. Dann feierte man ein Trauerfest und verheiratete sie. Strabo 816. Offenbare Entlehnung aus kanaanischem Kulte, s. Movers, Die Phönizier I, 42. — Armenier: Strabo 532. — Aus Hellas: Die Nachweise für die von Pindar in seinem Skolion gefeierten *Πολύξεναι νεάριδες* im Tempel der Aphrodite zu Korinth, auf dem Berg Eryx in Sicilien, für die Hierodulen im Tempel der Aphrodite Pandämos zu Athen und anderwärts s. bei Roscher, Nektar und Ambrosia, Leipzig 1883, 78. 89. Vergl. Rosenbaum 62 f. Als die Lokrenser in Unteritalien im 4. Jahrh. v. Chr. von Leophron, dem Tyrannen von Rhegium, hart bedrängt wurden, taten sie das Gelübde, wenn sie siegten, ihre Jungfrauen an den Aphrodisien preiszugeben. Justinus XXI, 3. — Indien: Lassen, Ind. Alt. IV, 9. S. Abu Said Hassan um 920 (Reinaud, Relations des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX<sup>e</sup> siècle, Paris 1845, I, 134 f. Renaudots Anciennes Relations des Indes et de la Chine, Paris 1718, 109. 171. Lassen a. a. O. IV, 919), Kazwini (Joh. Gildemeister, Scriptorum Arabum de Rebus Indicis loci et opuscula inedita, Bonnae 1838, 221), Bakui (Notices et Extr. II, 420), Barbosa-Magellan (Transl. by Stanley 93. 231), Balbi (Viaggio 83<sup>b</sup>. 84<sup>a</sup>). Vergl. La Religion des Malabares (Münchener Handschrift, Cod. Gall. 666) p. 326 ff. Papi, Lettere sulle Indie Orientali I, 278 f. Ploss, Das Weib<sup>3</sup> I, 339. — Von dem hinterindischen Binnenreich des Calaminham erzählt der Portugiese Fernan Mendez Pinto, der im Jahre 1545 mit einer Gesandtschaft des Königs von Birma dahin kam, dass der Tempel des Götzen Urpanesendo ausschliesslich von Mädchen, den Töchtern der Fürsten und Vornehmen, bedient werde, die einem Gelübde gemäss ihre Keuschheit opfern. Wollten sie das nicht tun, so würde sie kein angesehenener Mann heiraten, wenn man ihm auch alle Schätze der Welt böte (Peregrinação, Lisboa 1762, 238. Mit Zutaten in der spanischen Uebersetzung Historia Oriental de las Peregrinaciones de Pinto, traducido por el Licenciado Francisco de Herrera Maldonado, Madrid 1664, 317. Deutsch von Küll, Jena 1868, 283. Französisch s. Liebrecht, Zur Volkskunde 512 f.). Vergl. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies I, 189. Gruben, De Uxore Theotisca, Göttingen 1748, 2 f. Chr. G. Heyne in den Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis, Classis historicae et philologicae, 1804, XVI, 30 ff. Lubbock, Entstehung 101 f. Mannhardt, Wald- und Feldkulte II, 283 f.

1) Bei den Lydiern mussten sich die Mädchen auf diese Weise sogar ihre Aussteuer verdienen (Herodot I, 93), ebenso bei den Etruskern, worauf Plautus in der Cistellaria anspielt (Actus II, scena 3, v. 20 f.), ferner auf Kypros (Justinus XVIII, 5, 4. Vergl. Felix Faber, Evagat. III, 222) und in Sicca bei Karthago (Valerius Maximus II, 6, Extr. 16). Andere Zeugnisse s. Rosenbaum 57, Anm. 6. Giraud-Teulon 53. 254, N. 2. Noch heute werden von den M-fioten an der Loangküste die Mädchen in den Dörfern umhergeführt und ihre Jungfrauschaft zum Verkauf ausgedoten (Soyaux, Aus West-Afrika, 1873—76, Leipzig 1879, I, 161).

2) Ausland, 13. August 1883, 648. Giraud-Teulon, 35, N. 1.

3) Ploss, Das Weib<sup>3</sup> I, 406.

dass die Braut von ihrem eigenen Vater der Jungfrauschaft beraubt wird. Hier handelt es sich schwerlich um ein Jus primae noctis des Vaters, wie die Reisenden es ansehen, sondern um einen Anspruch des Bräutigams. Der Vater vollzieht nur, was anderwärts den Mietlingen, den Priestern und Häuptlingen obliegt.<sup>1)</sup>

Schliesslich sei noch bemerkt, dass der gemietete Stellvertreter auch bei der Wiederverheiratung von Wittwen vorkommt, z. B. bei den Wakamba östlich vom Viktoriasee. Wenn dort eine Wittve heiraten will, so muss ein fremder Mann vorher mit ihr einmal Umgang gepflogen haben; derselbe erhält zum Lohn einen Ochsen. J. M. Hildebrandt berichtet diesen Brauch, ohne eine Erklärung hinzuzufügen.<sup>2)</sup> Es kann jedoch kaum einem Zweifel unterliegen, dass wir es hier mit einem gleichfalls von Rosenbaum<sup>3)</sup> erwähnten Aberglauben zu tun haben. Es ist die seltsame Meinung, dass bei der Wittve sich das Menstrualblut im Leibe anhäufe und dem ersten ihr wieder beiwohnenden Manne Gefahr bringe.

Bei Mandeville, zu dem wir nach dieser langen ethnologischen Abschweifung zurückkehren, hat der an die Defloration sich heftende Aberglaube einen eigentümlichen sagenhaften Ausdruck gefunden. Jene phantastische Zutat von den im Schoosse der Mädchen lauernden Schlangen erinnert an ein männliches Gegenstück in der antiken Sage, an König Minos von Kreta, der allen seinen Geliebten den Tod brachte, da er statt des Samens Schlangen, Skorpione und Skolopender in sie ergoss.<sup>4)</sup> Woher

4) Herport, Kurtze Ost-Indische Reiss-Beschreibung 178. Darnach bei Joh. Jac. Saar, Ost-Indianische Kriegs-Dienste, Nürnberg. 1672, 63 und bei Schurig, Gynaeceologia, Dresdae et Lipsiae 1730, 91.

5) Schmidt, Jus pr. n. 324.

1) Auf entgegengesetzten Anschauungen beruht das Beilager des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter bei den indischen Sudras, besonders bei den Vellalan von Coimbatore, und beim russischen Volke. Bei den Sudras besteht der Brauch, dass der Vater seinen unmündigen Sohn mit einem Mädchen vermählt und dann selbst bis zur Grossjährigkeit des Sohnes mit ihr zusammenlebt (Jagor in den Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthropol. 1878, 131). Bei den Russen heisst der alte, noch heute nicht erloschene Brauch, wornach die Schwiegertochter dem Schwiegervater zur Verfügung steht, *snohačestvo* von *snoha* Schnur (Alex. von Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur, Leipz. 1886, 26. Vergl. Mich. Wiedemann, Historisch-poetische Gefangenschaften, 4. Monat, Iliria 35 f.). Was dort bei den Malayen als eine Pflicht des Vaters der Braut erscheint, das nimmt hier der Vater des Bräutigams als das Recht des Familienoberhauptes in Anspruch.

2) Zeitschr. f. Ethnologie X, 402.

3) Gesch. der Lustseuche 56.

4) Nach der im übrigen höchst unklaren Erzählung des Antoninus Liberalis aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr.: *Ὁ γὰρ Μίνως οὖρεσκεν ὄφεις καὶ σκορπίους καὶ σκολοπένδρας καὶ ἀπέθνησκον αἱ γυναῖκες ὅσας ἐμύγγυτο* (Antonini Liberalis Transformationum Congeries, ed. G. A. Koch, Lipsiae 1832, c. 41, p. 52, l. 318). Ob Antoninus auch diese Erzählung aus Nikander von Kolophon geschöpft hat, ist ungewiss. Dasselbe berichtet nach einer sonst abweichenden Ueberlieferung Apollodor (2. Jahrh. n. Chr.): *Πασιφάνη γὰρ, ἐπειδὴ πολλὰς Μίνως σννηνάζετο γυναῖξιν, ἐφαρμάκευσεν αὐτόν. καὶ, ὅποτε ἄλλη σννηνάζετο, εἰς τὰ ἄρθρα ἐφίει θηρία, καὶ οὕτως ἀπόλλυντο* (Bibliotheca III, 15, 1). Dass den Alten übrigens diese Fabel nicht so fabelhaft erschien als uns, beweist die Angabe des Plutarch, sein athenischer Gastfreund Ephebos habe in einem starken Samenerguss

der belesene Kompilator der Reisebeschreibung Mandevilles, der Lütticher Arzt Jehan de Bourgoigne, dit à la Barbe († 1372), seine Angabe entnommen hat, wissen wir nicht. In seinen beiden Hauptquellen, den Reisebeschreibungen Odericos von Porde none (um 1330) und Wilhelms von Boldensele (1336), steht nichts davon.<sup>1)</sup> Seine Erzählung von den Cadiberis stimmt am nächsten zu den Berichten von den Mietlingen auf den Philippinen und in den birmanischen Ländern.

Die abweichende Angabe Ottos von Demeringen von dem Giftzauber am Leibe der Jungfrauen kommt unserer Alexandersage sehr nahe. Dass Frauen im Schoosse Gift haben können, begegnet uns wiederholt in historischen Sagen des Mittelalters. Auf diese Art erklärte man den Tod des Königs Wenzel II. von Böhmen im Jahre 1305.<sup>2)</sup> Als dieser, so erzählt ein Zeitgenosse, Ottacker in seiner steirischen Reimchronik,<sup>3)</sup> von Tag zu Tag hinsiechte und von den Aerzten aufgegeben wurde, da beschuldigte man gewisse Herren, dass sie ihm Gift beigebracht hätten *mit wunderlichen Sachen*. Der Argwohn fiel auf ein schönes Weib Agnes, das fiedeln und singen konnte und alle die Künste verstand, womit die Weiber sich den Männern lieb und wert machen. Wenn der König sie selbst zum Werke der Minne begehrte, so gewann sie sein Wohlgefallen durch ihre lustlichen Sitten, und kam er um anderer Frauen oder Mädchen willen in Liebespein, so half sie ihm als Unterhändlerin, dass sie seine volle Freundschaft erwarb. Auch trug sie ihm heimliche Botschaft zu hohen Fürsten und gieng oft für ihn als Kundschafterin furchtlos in fremde Lande. Dadurch erlangte sie solchen Einfluss auf ihn, dass er ihr all ihren Willen tat und sie mit Gaben überschüttete. Sie wurde hoffärtig und lebte auf grossem Fusse, hielt sich zwölf oder mehr Pferde und führte in einem eigenen Kammerwagen ihre Kleider und Kleinode mit sich. Diese Agnes wurde bezichtigt, dass sie, durch grosse Bestechung gewonnen, ihm der Welt Lohn gegeben habe. „Minne, wie hast du es geschehen lassen, dass man falsche Zutat mischte unter die unergründliche Süssigkeit, welche die minniglichen Frauen an ihrem zarten Leibe tragen? Alle Frauen bitte ich, sie um die grosse Missetat zu hassen, die sie hieran begieng. Der Mond und die Sonne sollen ihr ihren Glanz versagen. Die Sterne und das Firmament und die vier Elemente

ein haariges, mit vielen Füssen geschwind laufendes Tierchen von sich gegeben: *θηρίδιον δασὸν καὶ πολλοῖς ποσὶ τὰ γὰρ βαδίζον* (Symposiaca, L. VIII, Quaestio 9. Op. ed. Reiske VIII, 923).

1) Bovenschen, Untersuchungen über Johann von Mandeville und die Quellen seiner Reisebeschreibung, s. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1888, 177 ff. Die Notiz von der Weibergemeinschaft, auf welche Bovenschen 303 hinweist, hat mit unserer Stelle nichts zu tun.

2) Es ist derselbe *Künig Wenzel von Beheim*, dem drei Gedichte in der grossen Heidelberger Liederhandschrift zugeschrieben sind (Von der Hagen, Minnesinger I, 8 f. IV, 13 ff. Vergl. Feifalik, Ueber König Wenzel von Böhmen als deutschen Liederdichter, in den Sitzungsber. der Wiener Akademie, Ph.-hist. Cl. XXV, 326 ff., besonders 351. Martin im Anzeiger für deutsches Altertum III, 108 f.) und dem Ulrich von Eschenbach seinen Alexander gewidmet hat (v. 27730 ff., Ausg. von Toischer 737. Toischer in den Wiener Sitzungsberichten, Ph.-hist. Cl. XCVII, 407). Ueber ihn s. Palacky, Geschichte von Böhmen, Prag 1839, II, 1, 344 ff.

3) Pez, Scriptores Rerum Austriacarum veteres et genuini, Ratisbonae 1745, III, 741<sup>a</sup> f.

sollen ihr gram sein, da sie in Untreue sich selbst entehrte und ihren klaren Leib unrein, widerlich und abscheulich machte, als der König bei ihr lag und minniglicher Dinge pfleg, womit er Freude wähte zu erwerben, dass er davon musste sterben:

*wan er faulen pegan  
an der stat, da sich die man  
vor scham ungerne sehen lant.\**

Es kann kaum bezweifelt werden, dass der schwache fromme König einer jener galanten Krankheiten erlegen ist, welche schon lange Jahrhunderte vor dem epidemischen Auftreten des morbus gallicus (um 1495) die Menschheit heimsuchten.<sup>1)</sup> Unsere Stelle ist aber zugleich ein Beweis dafür, wie wenig man von diesen Krankheiten wusste, so dass sich die öffentliche Meinung die Ansteckung nur durch eine künstliche Vergiftung erklären und dabei den Glauben hegen konnte, ein Weib vermöge ohne Gefährdung seiner eigenen Person das todbringende Contagium zu übertragen. Denn die Ungereimtheit war doch ausgeschlossen, die schöne Agnes werde gegen gute Bezahlung sich selbst vergiftet haben.

Anders verhält es sich mit dem Gerücht, das ein Jahrhundert später nach dem Tode des Königs Ladislaus von Neapel und Apulien (1414) in Italien sich verbreitete. Darnach giengen Mann und Weib zugleich an der Vergiftung zu Grunde. Doch spricht auch hier die phantastische Art, wie des Königs Ende erklärt wurde, für die mangelhafte Erkenntniss solcher Erkrankungen. Der schöne, gewalttätige und ehrgeizige König Ladislao (auch Lanzilao mit Anklang an Lanzelot), der die Herrschaft über ganz Italien anstrebte, starb in der Fülle seiner Kraft wahrscheinlich in Folge einer Ansteckung, die er sich in seinen Ausschweifungen zugezogen hatte.<sup>2)</sup> Der Chronist Kaiser Sigismunds, Eberhart Windecke, schreibt (um 1437), es sei ihm das von der Tochter eines angesehenen Mannes in Neapel, die er genotzüchtigt habe, angetan worden. Aber Näheres erfahren wir nicht.<sup>3)</sup>

Der Tod des Königs kam für die Florentiner allzu gelegen, als dass sie dem Verdachte, dabei mitgeholfen zu haben, hätten entgehen können. Hatte doch der

1) Rosenbaum, Gesch. der Lustseuche im Altertum. Friedberg, Die Lehre von den Venerischen Krankheiten in dem Altertume und Mittelalter, Berlin 1865. F. A. Kirchoffer, Ueber die venerischen Krankheiten bei den Alten, Zürich 1868. Bäumler, Heller und Bollinger, Handbuch der Syphilis, 2. Aufl., Leipzig 1876, 15. Eduard Lang, Vorlesungen über Pathologie und Therapie der Syphilis, Wiesbaden 1884, 1 ff. Ueber unseren Fall s. Friedberg 90. Kirchoffer 23.

2) *Mentre era a campo a Narni, s'infermò per male attaccatogli, per quanto corse la fama, da una bagascia Perugina nelle parti oscene. Non era allora conosciuto il morbo Gallico; ma per attestato de gli antichi medici si provarono talvolta i medesimi mali influssi dell' incontinenza, a quali si dava il nome di veleno.* Muratori, Annali d'Italia, Milano 1744, IX, 71, ad a. 1414. — Ueber den Vorgang der Ansteckung begann die ärztliche Wissenschaft sich erst seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts klar zu werden (Eduard Lang, a. a. O. 11 ff.).

3) *Do starb der Konig Karlo (Verwechslung mit Lasle, Ladislaus) eines jehen todes, vnd er fullet von seinem gemechte pis an sein herze, das tet Im eines bidermannes tochter von Nopels,*

König selbst seiner Umgebung mistraut und zur Vorsicht gegen Vergiftung im Heerlager wie ein fahrender Mann bald mit diesem, bald mit jenem Kriegsknecht gegessen.<sup>1)</sup> Schon in seiner Jugend war ihm einmal Gift im Trunke gereicht worden, wovon ihm eine leichte Lähmung der Zunge verblieben war.<sup>2)</sup> Daher fand das Gerücht, die Florentiner hätten ihn durch ein heimtückisch beigebrachtes Gift aus dem Wege geräumt, bei den Zeitgenossen und Nachkommen allgemeinen Glauben.<sup>3)</sup> Sie bestachen, so erzählte man, einen Arzt in Perugia, mit dessen junger und schöner Tochter der König ein Liebesverhältnis hatte, und der unnatürliche Vater opferte seiner Habgier das Leben seines Kindes. Er redete ihr ein, wenn sie sich mit einer von ihm bereiteten Salbe an heimlicher Stelle einreibe, werde die Neigung des Königs zu ihr in solchem Grade wachsen, dass er nie mehr von ihr werde lassen können. Das verliebte Mädchen glaubte ihm, benützte die Salbe — es war Saft vom Eisenhut — und vergiftete damit sich und ihn. Sie starb nicht lange darnach, und er schmachtete in Fieberhitze rettungslos dahin.<sup>4)</sup>

Ottacker beruft sich in seinem Bericht von dem Tode König Wenzels auf eine ähnliche Tat der Römer, die einen Kaiser damit betrogen hätten, dass sie ein Kind mit Gift aufzogen, bis es zur mannbaren Jungfrau wurde, die dem Kaiser durch ihre Minne den Tod gab. „Das war doch etwas anderes, fährt er in naiver Entrüstung fort, die Römer zogen das Kind so auf, dass sie ihm das Gift nur in den Mund strichen; aber die Stätte, wo alle Sorgen schach und matt gesetzt werden, blieb von Fälschung rein. Nicht so jene Teufelin, die auf der Münze der Minne falsches Geld schlug.“<sup>5)</sup> Ottacker würde sich also mit der Vergiftung jedes anderen Körperteils leichter befreundet haben, wie eine solche z. B. in Anvari-Suhaili erzählt wird. Da lässt eine Königin, die ihrem Gemahl nach dem Leben trachtet, seiner Lieblingsfrau heimlich Gift an den Hals streichen, weil er den mit Vorliebe zu küssen pflegt. Der Anschlag wird jedoch durch einen Sklaven verraten. Dieser wischt das Gift vom

*die er genozoget hette wider Iren willen.* Historia Imp. Sigismundi, c. 29 (Burchard Mencke, Scriptores rerum Germanicarum, Lipsiae 1728, I, 1091 f. Hagen, Das Leben König Sigmunds von Eberhard Windecke, Leipzig 1886, 25. Vergl. Gasslers Schilderungen aus Urschriften unserer Vorfahren, Innsbruck 1789, 139).

1) Divi Antonini Archiepiscopi Florentini Chronicorum Pars III, Lugduni 1586, 478<sup>b</sup> Nota b. 479<sup>a</sup>

2) Collenucio, Compendio delle Historie del regno di Napoli, Venetia 1541, 148<sup>a</sup> f.

3) *E così suona la commune fama.* Collenucio 148<sup>a</sup>. Doch heisst es am Schlusse: *Altri negano questa historia, noi nel arbitrio di chi leggera, il credere e il non credere lasciaremo.* 148<sup>b</sup>.

4) Collenucio 148 f. Angelo di Costanzo, Historia del regno di Napoli, Aquila 1581, 279 f. Wörtlich so bei Giannone, Dell' Istoria Civile del Regno di Napoli Libri XL, Napoli 1723, III, 301 f. Vergl. Heideggers Acerra philologica, Zürich 1735, 463. Allgemeine Welthistorie, 44. Theil von Le Bret, Halle 1782, 128, § 3405. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VI, 2. Aufl., 625. Vergl. Friedberg 92. Kirchofer 23. Der Novellist Sercambi, ein Zeitgenosse des Königs, wusste nichts von dieser Erzählung. Sonst hätte er sie in seiner Chronik, wo er den Tod des *excellentissimo signore re Lancilao* meldet, gewiss nicht übergangen. Giovanni Sercambi, Chroniche, Parte II, c. 254, p. p. Bonghi, Roma 1892, III, 216.

5) Pez, Scriptores 742<sup>a</sup>. Der Text ist in einem heillosen Zustand.

Halse der Schlafenden, wird dabei vom König betroffen und mit dem Säbel verfolgt, aber nach Aufklärung der Sache reich belohnt.<sup>1)</sup>

Da von der nach Rom verlegten Begebenheit Ottackers sonst nirgends eine Spur zu finden ist, so liegt der Verdacht nahe, dass wir hier nichts anderes als die nach mangelhafter Ueberlieferung umgestaltete Sage von Alexander vor uns haben, der in der mittelalterlichen Literatur nicht selten den Titel Kaiser führt, und damit wären wir wieder bei der Erzählung der *Secreta Secretorum* angelangt.

Aus Indien lässt der arabische Verfasser das giftgenährte Mädchen kommen, und Indien ist in der Tat die Heimat dieser Sagengestalt. Wohl war auch sonst systematisches Einnehmen von Giften nicht unbekannt. Berühmt vor allem wurde das Verfahren des gelehrten Königs Mithridates von Pontus, der nach der Angabe des Plinius<sup>2)</sup> die Erfindung machte, wie man täglich Gift trinke und sich so nach und nach ohne Schaden daran gewöhnen könne. Er erreichte dies durch zuvor eingenommene Gegenmittel, deren wirksamstes das Blut der pontischen Enten, die sich von Gift nähren, gewesen sein soll.<sup>3)</sup> Ein anderes bestand aus zwei trockenen Nüssen, zwei Feigen, zwanzig Rautenblättern und einem Körnchen Salz,<sup>4)</sup> welcher Theriak wegen seiner Einfachheit von dem dichtenden Arzte Sammonicus Serenus (Anfang des 3. Jahrh.) mit Geringschätzung behandelt wird.<sup>5)</sup> Um so grösseres Wohlgefallen musste dieser an den weitläufigen Recepten haben, welche Cornelius Celsus,<sup>6)</sup> Scribonius Largus<sup>7)</sup> (beide in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr.) und Galenus<sup>8)</sup> (zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts) als *Antidota des Mithridates* ver-

1) Anvár-i-Suhaili or the Lights of Canopus, being the Persian Version of the Fables of Pilpay, transl. by Eastwick, Hertford 1854, 582.

2) Nat. hist. XXV, 3, 5 (Sillig IV, 106). Der Gewährsmann des Plinius war der Freigelassene des grossen Pompejus, Lenäus Pompejus, der die im Geheimschrank des Königs vorgefundenen Aufzeichnungen ins Lateinische übersetzte. Die Angabe des Plinius wiederholt Aulus Gellius, Noctes Atticae XVII, 16, rec. M. Hertz II, 346. Vergl. Justinus XXXVII, 2.

3) Vergl. Plinius XXIX, 33, 104 (Sillig IV, 364). Entenblut überhaupt als Gegengift erwähnt auch Dioskorides (um 50 n. Chr.) II, 97: *Αἷμα χηνῶς καὶ ἐρίφου καὶ νήσσης ἀντίδοτος χορησίως μίγνεται* (ed. Sprengel I, 222).

4) Plinius XXIII, 77, 149 (Sillig IV, 42). Dieses Mittel führte auch Apollonius Mus (um den Anfang unserer Zeitrechnung) unter den Gegengiften auf, nach Galenus, De antidotis II, c. 8 (Opera, ed. Kühn, Lipsiae 1821, XIV, 146). Ebenso Avicenna, Canon, Venetiis 1490, Lib. IV, Fen VI, Tract. I. Sermo universalis de cautela a venenis, c. 1. Ueber die Wallnuss s. Dioskorides I, 178 (ed. Sprengel I, 156), die Feige I, 133 (I, 163), die Raute III, 45 (I, 391). Da Klearch, der Tyrann von Heraklea am Pontus, seine Gäste mit vergiftetem Tranke zu bewirten pflegte, so verliess kein von ihm Eingeladener sein Heim, ohne vorher Raute zu essen (Theopompos von Chios bei Athenaeus, L. III, c. 7, p. 85, A).

5) Quinti Sereni Sammonici poetae et medici clarissimi De re medica siue morborum curationibus liber, Tiguri 1540, fol. 243.

6) A. Cornelii Celsi De Medicina libri octo, L. V, c. 23, 3. rec. Daremberg, Lipsiae 1859, 181.

7) Scribonii Largi medici vetustissimi De compositione medicamentorum liber c. CLXX, Basileae 1529, p. 118 f.

8) De Antidotis, L. II, besonders c. 9 (Opera, ed. Kühn XIV, 152). Darnach Pauli Aeginetae medici libri septem, L. V, c. 28. Basileae 1538, 168.

zeichnen. Nach Plinius war ein mithridatisches Gegengift gar aus 54 verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt, von denen keiner dem andern an Gewicht gleich war.<sup>1)</sup> Galenus fügt hinzu, der von den Römern besiegt und eingeschlossene König habe in der Verzweiflung wiederholt versucht, sich durch Gifttränke zu töten, habe aber, da diese nicht wirkten, zuletzt zum Schwerte greifen müssen.<sup>2)</sup>

Auch vom Kaiser Marc Aurel bezeugt Galenus, dass er sich wie Mithridates durch tägliche Einnahme von Theriak gegen Vergiftung gefeit habe,<sup>3)</sup> und dass die reichen Römer seinem Beispiele gefolgt seien.<sup>4)</sup> Mit solchen Gegengiften, in deren Zubereitung die ersten Aerzte mit den Quacksalbern wetteiferten, wurde im kaiserlichen Rom ein schwunghafter Handel getrieben.<sup>5)</sup>

Dass der menschliche Organismus aber auch ohne die Hülfe solcher Gegenmittel durch kleine und langsam gesteigerte Dosen eines Giftes gegen dessen Wirkung unempfindlich gemacht werden könne, war den Alten wohlbekannt. Alle Gifte und Heilmittel, sagt Theophrast, werden durch Gewöhnung in ihrer Wirkung schwächer, bei einzelnen sogar völlig wirkungslos.<sup>6)</sup> Dafür war ein berühmtes Beispiel jene alte Frau in Athen, von der Galenus, Sextus Empiricus und Augustinus berichten, dass sie durch planmässige Gewöhnung es schliesslich dahin gebracht habe, eine grosse Menge Schierling, nach Sextus Empiricus bis zu 30 Drachmen, ohne Schaden zu sich zu nehmen.<sup>7)</sup>

In solchen Fällen diene das fortgesetzte Einnehmen von Giften lediglich dem Zwecke der Abwehr. Dass es jedoch auch angriffsweise zum Verderben anderer Menschen verwendet werden könne, das ist ein Gedanke, der zuerst der Phantasie der

1) N. H. XXIX, 8, 24 (ed. Sillig IV, 341). Ein Mithridatium von 57 Ingredienzen verzeichnet die von La Brosse übersetzte Pharmacopoea Persica, Lutetiae Parisior. 1681, p. 289, N. 934. Ueber Mithridats Gifte und Gegengifte s. Reinach, Mithridate Eupator, roi de Pont, Paris 1890, 283 ff. 285, N. 6. Die Literatur über Gegengifte s. K. F. H. Marx, Geschichtliche Darstellung der Giftlehre, Göttingen 1827, I, 18 f. Journal d'un bourgeois de Paris sous le règne de François I, publ. par la Société de l'Histoire de France, Paris 1854, 81. Bartholomaeus Maranta, Libri duo de Theriaca et Mithridatio, Francofurti 1576.

2) A. a. O. L. II, c. 9 (Kühn XIV, 154). Vergl. Zacutus Lusitanus, De Medicorum principum Historia, L. V, Hist. 26. Opera, Lugduni 1649, I, 874 f.

3) De Antidotis, L. I, c. 1 (Kühn XIV, 3).

4) L. I, c. 4 (Kühn XIV, 24).

5) Ebenda.

6) *Ἀπάντων δὲ τῶν φαρμακῶδῶν αἱ δυνάμεις ἀσθενέστεροι τοῖς συνεθισμένοις, τοῖς δὲ καὶ ἀνεργεῖς τὸ δλον.* Hist. plantar. IX, c. 17. Er erläutert dies mit Beispielen von Menschen, die sich an grosse Mengen Nieswurz gewöhnten.

7) *Ἡ Ἀττικὴ γράς, ἧς ἅπαντες μνημονεύουσιν κ. τ. λ.* Galenus, De simplicium medicamentorum facultatibus, L. III, c. 18 (Op. ed. Kühn XI, 601). — *ἦν δὲ φασὶ γράς Ἀττικὴ τριάκοντα δλκὰς κωνεῖου ἀκινδύου προσφερομένη.* Sexti Empirici Pyrrhoniarum Hypotyposeon sive Institutionum L. I, c. 14, 81 (Op. ed. Alb. Fabricius, Lipsiae 1718, 22). — *Num ergo sinitis ut illi venenum eum comparemus, quod mulieri Atheniensi consuetudo fecit innoxium?* Augustinus, De moribus Manichaeorum, L. II, c. 8, 13 (Migne, Patr. Lat. XXXII, 1351).

Inder entsprungen ist.<sup>1)</sup> Ob sie diesen Gedanken praktisch auszuführen versucht haben, dafür fehlen uns sichere geschichtliche Belege. Dass sie aber die Ausführbarkeit desselben nicht bezweifelten, lehrt ihre Literatur.

Wie sie dabei zu Werke gegangen sein sollen, wird von Kazwini († 1283) folgendermassen beschrieben: Zu den Wundern Indiens gehört das Kraut *el-bîš* (دیبش), das nur in Indien gefunden wird und ein tödtliches Gift ist. Die indischen Könige, wird erzählt, nehmen, wenn sie einen feindlichen Herrscher beseitigen wollen, ein neugeborenes Mädchen und streuen das Kraut einige Zeit lang erst unter seine Wiege, dann unter sein Bettpolster, dann unter seine Kleider. Endlich geben sie es ihm in der Milch zu trinken, bis das herangewachsene Mädchen es ohne Schaden zu essen beginnt. Dieses Mädchen schicken sie darauf mit Geschenken an den König, welchem sie Nachstellungen bereiten: wenn er ihr beiwohnt, stirbt er.<sup>2)</sup>

Der Name des Krautes in der indischen Volkssprache, *bîš*,<sup>3)</sup> ist das Sanskritwort *viša* Gift. Zunächst bedeutet er auch Gift im allgemeinen. So gebraucht ihn z. B. Beruni (um 1030) in seiner Schilderung der indischen Gottesgerichte.<sup>4)</sup> Dann aber bezeichnet man damit als das Gift schlechthin die Wurzel der in Indien heimischen Arten von Aconit,<sup>5)</sup> in erster Reihe von *Aconitum ferox*, einer blaublühenden Pflanze des subalpinen Himalaya, die wahrscheinlich auch in China vorkommt.<sup>6)</sup> Sie liefert den Eingeborenen Pfeilgift für die Tigerjagd.<sup>7)</sup> Nach Ahrun el-Kass soll schon ihr

1) Gaspar de los Reyes bemerkt zwar (Elysium campus 483), dass auch die ägyptischen Könige sich solcher List bedient hätten, und beruft sich dabei auf Avicennas Schrift von den Kräften des Herzens. Aber das ist ein Irrtum: in Avicennas Schrift findet sich nichts dergleichen. Wenn ausserdem Mercurialis von Forli schreibt: *historia illius puellae veneno nutritae, qua Reges Persarum alios interimiebant*, so ist das nichts als ein Gedächtnisfehler für *Indorum* (De Venenis et Morbis venenosis, L. I, c. 9, Venetiis 1584, fol. 11<sup>b</sup>).

2) Silvestre de Sacy, Chrestomathie Arabe, 2. édit., Paris 1826, III, 398. J. Gildemeister, Scriptorum Arabum de Rebus Indicis loci 219. Gutschmid in der Zeitschr. der deutschen morgenländischen Ges. XV, 95.

3) Auch *bikh*: according to the pronuntiation of the same letters on the plains, and in the mountains. Francis Hamilton, An account of the kingdom of Nepal, Edinburgh 1819, 98. 99.

4) Alberuni's India, transl. by Sachau, II, 159.

5) Von den neun stärksten Giften, die bei den Sanskritschriftstellern erwähnt werden, besteht wie es scheint, die Mehrheit aus verschiedenen Arten von Aconit. Ihre Beschreibung in Bhaba-prakasa s. Dutt, The Materia Medica of the Hindus, Calcutta 1877, 97 f. Eine von Kazwini abweichende Angabe über das Gift *bîš*, an dem der Khalif Mutamid gestorben sein soll, macht Masudi. Er sagt, das Gift komme aus Indien, aus den türkischen Bergen und aus Tibet; man finde es gewöhnlich in der Aehre des Hahnenkrautes (Maçoudi, par Meynaud et Courteille, VIII, 111).

6) Wenigstens sagt Frederick Porter Smith von der chinesischen Giftpflanze *tšau-wü-t'u*: the plant may be the *Aconitum ferox* (Contributions towards the Materia medica and Natural history of China, Shanghai 1871, 3). Ueber *Aconitum ferox*, sanskrit *viša*, auch *ativiša* (stärkstes Gift) genannt, s. Wallich, Plantae Asiaticae rariores, London 1830, I, 35 f. Eine farbige Abbildung s. Plate 41. Flückiger and Hanbury, Pharmacographia, London 1874, 12 ff. Hooker, The Flora of British India, London 1875, I, 28.

7) Wallich 1, 36.

Geruch Epilepsie erzeugen.<sup>1)</sup> Auch Govan berichtet, dass sie nach dem Glauben der Leute durch ihre Ausdünstung Schwindel, Schlafsucht und Atemnot hervorrufe. Er erklärt aber diese Erscheinungen aus der Bergkrankheit: denn das Kraut wächst in einer Höhe von 10—14000 Fuss.<sup>2)</sup> Wenn Kazwini und nach ihm Bakui (um 1400)<sup>3)</sup> Recht hätte, so wäre der Name *bis* auf Pflanzen beschränkt, welche ausschliesslich in Indien wachsen. Unter diese Bezeichnung fällt aber ebensowohl *Aconitum Napellus*,<sup>4)</sup> das ausser Indien auch in Sibirien, in den Gebirgsketten von Westamerika und in Europa in den Wäldern der höheren Mittelgebirge, der Pyrenäen, der Alpen und der Karpathen, ebenso in Dänemark und Schweden vorkommt.<sup>5)</sup> Es ist jene wohlbekanntere blaublühende Zierpflanze unserer Gärten, welche *Eisenhut* oder *Sturmhut*, auch *Nappellkraut* und *Teufelswurz* genannt wird, schwedisch und dänisch *stormhat*, norwegisch *Tyrhialm* (Helm des Gottes Tyr) oder *Thoralm*, *Thorhialm* (Thors Helm), *Thorhat*,<sup>6)</sup> englisch *monkshood*, französisch *chaperon de fou*, italienisch und spanisch *napello*, chinesisch *wi-t'u* Krähenkopf.<sup>7)</sup> *Napellus* heisst das Kraut von seiner rübenähnlichen Wurzel (*napus* Steckrübe).<sup>8)</sup>

Somit ist es dasselbe Gift, das dem König Ladislaus und seiner Geliebten den Tod brachte. Plinius führt als eine allbekannte Tatsache an, dass dieses schnellste aller Gifte jedes weibliche Geschöpf, dessen Geschlechtsteile damit berührt werden, noch am selben Tage töte, auf welche Weise Calpurnius Bestia seine Frauen nach

1) Ibn Beithar s. Notices et Extraits, XXIII, 1, 299.

2) Wallich, I, 37.

3) Notices et Extraits II, 420.

4) *The celebrated Bikh Poison, about which so much has been written, is produced in the Himalaya by the common Aconitum Napellus of Europe and North America, as well as by other species of the genus.* Hooker and Thomson, Introductory Essay to the Flora Indica, London 1855, 3, Note. — *The roots of all the species (of Aconitum) are called Bikh or Bish by the Hill people.* Hooker, Flora I, 27.

5) Ueber diese Species der Ranunculaceen s. Flückiger and Hanbury, a. a. O. 7 ff. Luerssen, Handbuch der systematischen Botanik, II, Leipzig 1882, 596 ff. Engler und Prantl, Die natürlichen Pflanzenfamilien, Leipzig 1888, 60.

6) S. Grimm, Mythologie<sup>4</sup> 999.

7) Porter Smith a. a. O. 2.

8) Ausserdem haben wir in der deutschen Flora nur noch eine Art von Aconit, das gelbblühende *Aconitum Lycoctonum*, deutsch *Wolfswurz*, *Wolfskraut*, dänisch *ulveurt*, *ulvebane*, *ulvedöd*, englisch *wolfsbane*. Der Name hat mit dem Wolf Fenrir, an den Jacob Grimm (a. a. O.) dabei erinnert wurde, nichts zu tun. Das Kraut hiess *λυκοκτόνον* schon bei den Alten, weil damit Fleischstücke vergiftet wurden, die man den Wölfen legte. Es ist die „andere Art von Aconit“ bei Dioskorides, *ἀκόνιτον ἕτερον*, von den einen *λυκοκτόνον*, von den andern *λυκοκτόνον* genannt (De materia medica, L. IV, c. 78, ed. Sprengel, I, 575). Diese Stelle hat Ibn Beithar benützt, der den Namen *λυκοκτόνον* wörtlich mit *khânek ed-dîb* übersetzt (Notices et Extraits XXV, 1, 2). Die rasche tödtliche Wirkung des Giftes bei den Wölfen erwähnt Galen (De simplicium medicamentorum facultatibus, L. VI, c. 53. ed. Kühn XI, 835). Daher auch das französische *tue-loup* und das spanische *mata-lobo*. Ein Giftkraut Wolfstod, *lang-tuh*, kennen auch die Chinesen (Porter Smith 232).

einander im Schlafe ermordet habe. Deshalb führe das Kraut auch den Namen *thelyphronon* (*θηλυφρόνον* Weiber mordend).<sup>1)</sup> Die Sage gehe, fügt er hinzu, dass das Kraut aus dem Geifer des Cerberus, als ihn Hercules aus der Unterwelt heraufschleppte, entsprossen sei, daher es bei dem pontischen Heraklea (in Bithynien, heute Bender Eregli) wachse, wo der Eingang zur Unterwelt (in der acherusischen Höhle auf dem nahen Vorgebirge) gezeigt werde.<sup>2)</sup> Auf diese herakleotische Sage<sup>3)</sup> bezieht sich Dionysius der Perieget, wenn er sagt, dort bei den Maryandinern habe die Erde den Geifer des Cerberus aufgesogen und den Menschen Unheil daraus entsprossen lassen.<sup>4)</sup>

1) Diese Bezeichnung schöpfte Plinius aus Theophrast, der gleichfalls angiebt, dass man jedes weibliche Säugetier töten könne, wenn man ihm ein Blatt oder die skorpionähnliche Wurzel des Krautes in die Geschlechtsteile bringe (Hist. plant. IX, 18). Auch Nikander im 2. Jahrh. v. Chr. nennt diesen Namen (Alexipharmaca 41), in den Scholien erklärt: *θηλυφρόνον, οτι, εαν αφηται μοσιον θήλειος, διαφθείρει το ζώον* (Nicandrea, rec. Otto Schneider, Lipsiae 1856, 80).

2) N. H. XXVII, 2, 4, 9 (ed. Sillig IV, 211. 213). Scholia in Nicandri Alexipharmaca 13: *το ακόνιτον φασιν εκ του έμετου του Κερβερον φηται· ιστορεΐται γαρ τον Κερβερον εξ ηδου ανενεχθέντα μη δύνασθαι υπομείναι τας αγγας του ηλιου και έμέσαι, και εκ του έμετου ταύτην γενέσθαι την βοτάνην* (O. Schneider 78). Vergl. die poetische Schilderung Ovids, *Metam.* VII, 408 ff. Die Scholien zu den Argonautica des Apollonius nennen als Gewährsmänner für die Sage Herodor und Euphorion: *Ηρόδοτος δέ και Εϋφορίων εν τῷ Ξενίῳ εκείνη φασί τον Κέρβερον ανήχθαι υπό του Ηρακλέους και έμέσαι χολήν, εξ ης φηται το καλούμενον ακόνιτον φάρμακον* (Scholia ex rec. H. Keilii ad II, 354, s. Apollonii Argonautica, ed. Merkel, Lipsiae 1854, 409, 21. Auch bei C. Müller, *Fragmenta Historicorum Graecorum*, Parisii 1848, II, 35: Herodori Heracleensis *Fragmenta* N. 25.). Im Mittelalter erwähnt sie Papias (s. v. Aconitum) und der Dichter des altfranzösischen Eneas (um 1160):

*de sa boche chiet une escume,  
une erbe en naist mortels et laie,  
nus oem n'en beit, a mort nel traie,  
senz mort n'en puet nus oem goster;  
aconita l'oi nomer:  
ce est l'erbe que les marastres  
donent a beivre a lor fillastres.*

Eneas, p. p. Salverda de Grave, Halle 1891, v. 2580 ff. Dass diese Stelle, die bei Vergil fehlt, aus Ovid hier eingeschaltet ist, hat schon G. Paris bemerkt (*Romania* XXI, 286). Die Gegend von Heraklea nennen als Heimat des Krautes auch Theophrast (Hist. plant. IX, 16, 4), Nikander (Alexipharmaca 13), Strabo (543) und dem Plinius folgend Solinus (43, 1, ed. Mommsen 191, 5), Athenaeus (L. III, 85, B), Martianus Capella (688) und Isidor (Orig. XVII, 9). Arrian berichtete in einer verlorenen Schrift, dass die Kimmerier, die sich von Kräutern zu nähren pflegten, auf ihrem Raubzug bei Heraklea durch Aconit zu Schaden gekommen seien (Eusthatius bei C. Müller, *Geographi Graeci minores*, Parisii 1861, II, 355).

3) Dass die Sage von der Heraufholung des Cerberus in Heraklea heimisch war, beweist eine Münze der Stadt (s. Otfried Müller, *Die Dorier*, Breslau 1824, I, 419, N. 1) und ein Weihgeschenk der Herakleoten in Olympia (Pausanias V, 26, 7. O. Müller, ebenda II, 463).

4) *Λεινόν από στομάτων βαλέειν σιαλώδεα χυλόν,  
τόν μὲν ἐδέξατο γαῖα καὶ ἀνδράσι πῆμ' ἐρύττευσεν.*

Orbis Descriptio 791 (C. Müller, *Geogr. Gr. min.*, II, 153). Vergl. die griechische Paraphrase (ebenda II, 420), das Scholion (II, 454) und den Kommentar des Eusthatius aus dem 12. Jahrh.

Akonit galt als ein Gift der Hekate, das von ihr erfunden und zuerst an ihren Gästen erprobt worden sei,<sup>1)</sup> und wurde bei den Zauberkünsten der Kolchier viel verwendet.<sup>2)</sup> Medea brachte es von den scythischen Gestaden nach Athen zu Aegeus und reichte es dem unerkannt heimkehrenden Theseus im Becher, den ihm aber sein Vater, als er ihn noch rechtzeitig am elfenbeinernen Schwertgriff erkannte, vom Munde wegstiess.<sup>3)</sup> Nach einem nichtigen Gerede, das von dem Geschichtschreiber Eumelos verbreitet und von Diogenes Laertius blindlings geglaubt wurde, sollte sich Aristoteles mit diesem Gifte das Leben genommen haben.<sup>4)</sup> Der Besitz von Akonit war, wie Theophrast bemerkt, bei Todesstrafe verboten.<sup>5)</sup> Es spielte eine grosse Rolle in den Giftmischerien der Römer.<sup>6)</sup>

Ueber die grausame Wirkung der Wurzel stimmen die Naturkundigen des Morgen- und Abendlandes überein.<sup>7)</sup> Nach einigen bringt sie den Tod, wenn man sie nur in der Hand warm werden lässt.<sup>8)</sup>

(ebenda II, 354 f.). Die lateinischen Bearbeiter Avicenna und Priscian haben die Stelle vom Geifer übergangen (s. ebenda II, 185. 196).

1) Diodorus Siculus IV, 45.

2) Sprengels Kommentar zu seinem Dioskorides II, 607.

3) Ovid, Met. VII, 406 ff. Vergl. Plutarch, Theseus c. 12. (Op. ed. Reiske I, 24 f.)

4) Ἐνιαῦθα δὴ πῶν ἀκόνιτον ἐτελεύτησεν, ὡς φησὶν Ἐὐμηλὸς ἐν τῇ πέμπτῃ τῶν ἱστοριῶν. Diogenes Laert. V, c. 1, 7 (ed. Cobet 112, 23). Vergl. das Epigramm des Diogenes ib. (Cobet 112, 49).

5) Hist. plant. IX, 16, 7. Auch unter den einheimischen Regierungen in Indien scheint der Verkauf von Aconitum ferox streng verboten gewesen zu sein (Wallich, Plantae Asiat. I, 37).

6) Ovid, Ars amatoria III, 465. Metam. I, 147. Juvenal I, 158. VI, 639. VIII, 219, X, 25.

7) Von diesem Herzgift handelt zuerst Theophrast im 3. Jahrh. v. Chr. in seinen *περὶ φνιῶν ἱστορίαι*, L. IX, 16, 4 ff. (Op. ed. Gottlob Schneider, Lipsiae 1818, I, 316 ff.). Nach ihm liegt die tödtliche Wirkung nur in der Wurzel, welche an Gestalt und Farbe einer Nuss gleiche; das Gift könne durch Kunst so zubereitet werden, dass es nach einer bestimmten Frist, oft erst nach Jahren töte. Die Wirkung des Giftes und die Gegengifte besingt Nikander in seinen *Alexipharmaca* v. 13 ff. Eine von Theophrast abweichende Beschreibung der Pflanze geben Plinius (a. a. O.) und sein Zeitgenosse Dioskorides (*De venenis*, Prooemium und c. 7, ed. Sprengel II, 14. 22. Vergl. Sprengels Kommentar, II, 606 ff.). Nach Plinius gleicht die Wurzel einem Meerkrebs, daher das Kraut auch *cammaron* heisse (XXVII, 2, 9). Weitere Namen desselben seien *myoctonon*, weil es durch seinen Geruch die Mäuse töte (ib.), und *pardalianches*, weil man die Parder damit vergifte. Diesen Namen kennen schon Aristoteles (*Hist. animal.* IX, 7, 2) und Nikander (*Alexipharmaca* v. 38, Scholia p. 78. 79), ins Arabische übersetzt *khānek en-nemer* bei Ibn Beithar (*Notices et Extraits* XXV, 1, 1). Nikander führt auch den Namen *μυοκτόνον* an (v. 36). Dioskorides fügte zu den genannten Namen noch *θηροφόρον* hinzu (*De materia medica* L. IV, c. 77. Sprengel I, 574). Ueber die Ableitungen des Namens *ἀκόνιτον* s. Sprengel II, 606 und Stephanus, *Thesaurus* I, 1245 f. Nach Galenus gehört das Akonit unter die Gifte, welche verderbliche (*δηλητήρια*) genannt werden, weil sie weder Kranken noch Gesunden irgendwie von Nutzen sind (In Hippocratis L. VI *Epidemiorum*, c. 5, Kühn XVII, 2, 337). Auch Avicenna rechnet *napellus* unter die ihrer ganzen Substanz nach schädlichen Gifte (*Canon*, L. IV, fen 6, tract. I, c. 2). Als Pfeilgift in Jagd und Krieg verwendeten es die alten Chinesen (Porter Smith a. a. O. 3) wie die neueren indischen Bergvölker (Francis Hamilton, *Account of the kingdom of Nepal* 99). Nach Ahrun el-Kass starb alles, was davon getroffen wurde (Ibn Beithar s. *Notices et Extraits* XXIII, 1, 299). Ueber Versuche an

Das auf die beschriebene Weise mit diesem furchtbaren Gift durchtränkte Mädchen heisst im Sanskrit *viśakanyā* Giftmädchen oder *viśānganā* Giftweib,<sup>9)</sup> und die

Verbrechern in Rom 1524 und in Prag 1561 berichten Matthiolus (Commentarii in Dioscoridem, L. IV, c. 72. 73. Venetiis 1554, 481) und Joh. Schenck (Observationes medicae, Francof. 1600, II, 801 ff.). Von dem Gifte handeln ferner: Plinius VIII, 41, 99 f. (ed. Sillig II, 99) und Solinus 17, 10 (ed. Mommsen 102, 21). Aelian, Nat. anim. IV, 49. Galenus, De simplicium medicamentorum facultatibus, L. VI, c. 19 (ed. Kühn XI, 820). Der persische Arzt Muwaffak um 970 (Liber Fundamentorum Pharmacologiae, tr. Seligmann, Vindobonae 1830, I, 47). Aussprüche berühmter Aerzte im grossen Arzneibuch des Ibn Beithar aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts (Frid. Reinhold Dietz, Analecta medica, Lipsiae 1833, I, 110. Deutsche Uebersetzung von Sontheimer, Stuttgart 1840, I, 199; französische von Leclerc in den Notices et Extraits 1877, XXIII, 1, 298 f.). Petrus de Crescentiis, De agricultura, Basileae 1538, 343. Konrad von Megenberg, Buch der Natur, 411, 23. Matthaeus Sylvaticus, Opus Pandectarum Medicinae, Venetiis 1540, fol. 145, col. 4. Conr. Gesner, De Aconito primo Dioscoridis, Tiguri 1577. Grevin, Deux livres des venins, Anvers 1568, 201 ff. Mizaldus, Memorabilium Cent. VI, aphor. 85. Ambroise Paré, Oeuvres complètes p. p. Malgaigne, Paris 1841, III, 334 f. Mercurialis, De venenis 40<sup>a</sup> ff. Tabernaemontanus, Kräuterbuch, Basel 1687, 980 ff. Celsius, Hierobotanicon, Amstelaedami 1748, II, 199 ff. Pereira und Govan bei Wallich, Plantae Asiaticae rariores, I, 36 f. Hasselt, Handbuch der Giftlehre, aus dem Holländischen von Henkel, Braunschweig 1862, I, 351 ff. Dictionnaire encyclopédique des Sciences médicales, Paris 1864, I, 574 ff. Böhm, Naunyn und von Böck, Handbuch der Intoxicationen, 2. Aufl. Leipzig 1880, 438 ff. Husemann, Die Pflanzenstoffe, 2. Aufl. Berlin 1882, I, 624 ff. Von einem Giftbaum *Napellus racemosus*, unter dem auf dem *Janiculus* zwei Hirten sich zum Schläfe legten und nicht mehr erwachten, erzählt Joh. Adam Weber, *Discursus curiosi et fructuosi, Salisburgi* 1673, 192.

8) Joh. Jonstoni *Thaumatographia naturalis*, Classis V, c. 30, Amsterdami 1632, 206. Darnach bei Joh. Adam Weber, a. a. O. 160. Geoffroy, *Traité de la matière médicale*, Paris 1743, VIII, 118. Das Aconit soll übrigens nur im frischen Zustande tödlich wirken; getrocknet sei es unschädlich und werde sogar als „angenehmes und heilsames Reizmittel“ von den indischen Kaufleuten in Ispahan den Speisen und Confituren beigemischt oder in kleinen Stücken nach Tische gekaut. Besonders soll dies bei den Diulern am Indus beliebt sein. La Brosse, von dem wir aus dem Jahre 1681 diese Mitteilung haben, bekennt, dass er die wohltätige Wirkung dieses Genussmittels wiederholt an sich selbst erfahren habe (*Pharmacopoea Persica* 358 f.). Anders der französische Arzt Belon († 1564), der sich in Alexandria einmal von dem dortigen Florentiner Konsul überreden liess, die Wurzel *bîš* zu verkosten, und dem davon der Mund zwei Tage lang wie Feuer brannte (*Observations de plusieurs singularitez*, Paris 1553, fol. 99<sup>a</sup>). Merkwürdigerweise ist der *Napellus* in Polen und Lappland so wenig giftig, dass er als Küchenkraut benützt und seine jungen Schösslinge als Gemüse gegessen werden (Flückiger and Hanbury, *Pharmacologia*, 8). Ähnliches erzählte schon Ibn Semg'un vom Kraute *bîš*, das nach ihm nur in dem jenseits von Indien gelegenen chinesischen Lande Halâhil wächst. Dort, sagte er, esse man es als Gemüse; auch getrocknet diene es dem Volk zur Nahrung. Wenn es aber nur hundert Schritte weit über die Grenze des Landes gebracht werde, so verwandle es sich in ein Gift, das jeden, der davon esse, augenblicklich töte (Ibn Beithar, s. *Notices et Extraits* XXIII, 1, 298). In der Tat sind auch in Indien nur zwei Varietäten des *Napellus* giftig: der eigentliche *Napellus* und *Aconitum rigidum*; die zwei anderen, *Aconitum multifidum* und *rotundifolium*, sind unschädlich und werden in Bhotan gegessen (Hooker, *Flora of British India*, I, 29). In Kunawar geniesst man die Wurzelknollen des *Napellus*, ganz wie La Brosse berichtet, als Stärkungsmittel, als Aphrodisiacum (Flückiger and Hanbury 15). Auch nach einer griechischen Sage soll das Aconit ursprünglich ganz unschädlich

indischen Schriftsteller reden davon als von einer allbekannten Sache.<sup>1)</sup> So der Märchendichter Somadeva (um 1120) in der Geschichte des Udayana, wo er die Fallstricke aufzählt, welche Yogakarandaka, der Minister des Königs Brahmadata von Benares, dem mit einem Heere feindlich heranziehenden Udayana, König von Vatsa, legen lässt. „Er tränkte auf der ganzen Richtung seines Zugs die Bäume, die blühenden Kriechpflanzen, Wasser und Gras mit Gift und anderen schädlichen Stoffen;“<sup>2)</sup> er schickte Giftmädchen als Tänzerinnen in das feindliche Heer und sandte nächtliche Meuchelmörder unter sie aus.“ Aber Udayanas Minister Yaugandharayana, durch einen Kundschafter gewarnt, reinigte das vergiftete Gras und Wasser durch Gegenmittel, verbot im Lager den Umgang mit fremden Weibern und liess die Meuchelmörder festnehmen und hinrichten.<sup>3)</sup>

Diese Erzählung von den Kriegslisten des Yogakarandaka bietet mannichfache Berührungspunkte mit einer der Ueberlieferungen vom Ausbruch der syphilitischen

gewesen sein, bis es der Geifer des Cerberus mit Gift durchseuchte (Eusthatius bei C. Müller, Geogr. Gr. min. II, 355).

9) Petersburger Sanskrit-Wörterbuch VI, 1243. 1253.

1) Auf mythologischem Gebiet, wo James Darmestetter die Deutung sucht (Ormazd et Ahriman, Paris 1877, 173), ist jedoch die *visakanyâ* nicht nachzuweisen. Sie ist nichts als eine Ausgeburt phantastischer Physiologie.

2) Auf diese Kriegslist beziehen sich die Ratschläge des Suçruta, übersetzt in dem persischen Arzneibuch Tibb-i-Sikandari von Bhavah: Der zu Felde ziehende König müsse einen geschickten Arzt mitnehmen, der die Futtermittel, das Wasser, das Brennmaterial, die mit Wald bewachsenen Stellen, die Wohnstätten, das Pflaster des Landes genau untersuche, weil der Feind diese Dinge durch Gift verunreinige (Haas in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXX, 638). Ebenso liess der ägyptische Sultan Farag' im Jahre 1400, als er vor Timur zurückwich, die Weide und das Wasser seines Nachtlagers am Morgen vergiften, so dass Timur an Leuten und an Vieh grossen Schaden nahm und von der Verfolgung abstand (Hans Schiltbergers Reisebuch, herausgegeben von Langmantel, Tübingen 1885, 25, 38). Die Vergiftung der Brunnen im Kriege ist noch immer in Asien üblich. Die Gurka in Nepal sehen in der Wurzel biß einen Hauptschutz gegen feindliche Einfälle, da sie durch Vergiftung sämtlicher Wasser ganze Heere vernichten zu können glauben (Francis Hamilton, Account of the kingdom of Nepal, 99). Wirklich hatten die Engländer im Kriege mit Nepal vor allem die Quellen zu reinigen, in welche zerstossene Akonitwurzeln geworfen worden waren (Wallich, *Plantae Asiaticae rariorae*, I, 36). Aus der griechisch-römischen Geschichte weiss Frontin in seiner Schrift über die Kriegslisten (2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) einen ähnlichen Fall anzuführen von einem Zeitgenossen des Solon, dem Tyrannen von Sykion, Kleisthenes, der im krissaischen Kriege der belagerten Stadt erst das Wasser abschnitt und dann mit Nieswurz versetzt wieder zuströmen liess, die bei den nach langem Durste Trinkenden solchen Durchfall erregte, dass er die Kranken leicht überwältigte (Strategemata, L. III, c. 7, 6. ed. Gundermann, Lipsiae 1888, p. 99). Nach Pausanias (X, 37, 7) hatte Solon diese List erdacht. Einen anderen Fall erzählt Theopompus von den Kelten, die im Kriege mit den trunksüchtigen Ariäern diesen ihr mit Speisen und Getränken reich ausgestattetes Lager überliessen, nachdem sie in die Speisen ein Giftkraut gemischt hatten, das heftiges Leibscheiden und Abweichen verursachte (Athenaeus, L. X. p. 443, B. C). Von einer ähnlichen Kriegslist des Karthagers Maharbal wird später, im Anhang II, die Rede sein.

3) *Katha Sarit Sagara*, transl. by Tawney, Calcutta 1880, c. 19, I, 149. H. Brockhaus, Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta von Kaschmir, Leipzig 1843, II, 42.

Epidemie in Europa. Ich meine die Fassung, die der berühmte Anatom Gabriel Fallopio (1523—1562) vertritt. Nach ihm brachten die Caravelen des Columbus aus Westindien die Lustseuche mit, die dort in ihrer Heimat von milder Art, der Krätze ähnlich, war, aber in der alten Welt sofort einen bösartigen, verheerenden Charakter annahm. Leute des Columbus liessen sich im Jahre 1494 im Krieg gegen Karl VIII. von Frankreich in Neapel anwerben und verpflanzten die Seuche in diese Stadt. Als das französische Heer vor den Mauern lag, schlichen sich die schlauen Spanier nachts hinaus, vergifteten die Brunnen und bestachen die Bäcker, in das Brot, das sie den Feinden lieferten, Gips zu mischen. Ausserdem trieben sie unter dem Vorwand, die Stadt von unnützem Volk zu entlasten, die schönsten Freudenmädchen hinaus, welche die neue Ansteckung bald dem ganzen französischen Heere mitteilten. Von da verbreitete sich dann die lues Venerea über ganz Europa.<sup>1)</sup> So Fallopio, dessen Vater bei der „grossen Belagerung“ Neapels zugegen gewesen sein soll.

Von diesen Giftmädchen der Spanier unterscheiden sich die der Inder hauptsächlich dadurch, dass die letzteren giftig sind, ohne selbst vergiftet zu sein. Auf geschichtliche Wahrheit dürfen übrigens die einen so wenig Anspruch machen als die andern. Das beweist schon die Tatsache, dass es im Jahr 1495 zu einer Belagerung von Neapel überhaupt nicht gekommen ist, sondern der französische König in ungehemmtem Siegeslauf daselbst seinen Einzug hielt, nachdem man ihm die Schlüssel der Stadt bis nach Aversa entgegengebracht hatte.<sup>2)</sup>

Im übrigen lautet die Märe von den ins feindliche Lager entsandten Mädchen wie eine Reminiscenz aus Plutarch: Als einst Smyrna von den Sardern hart bedrängt wurde, kam die Botschaft in die Stadt, die Belagerer würden nicht abziehen, bevor ihnen nicht die Belagerten Zutritt zu ihren Weibern verschafft hätten. Da riet eine

1) Tractatus de morbo gallico, c. 1 (Gabrielis Fallopii Mutinensis Opera, Venetiis 1584, fol. 428<sup>a</sup>). Pancirolli, Rerum Memorabilium Pars II, Francof. 1631, 43<sup>b</sup> f.

2) Ebenso ungeschichtlich ist die Angabe des Monardes, dass Columbus selbst seine Indianer und Indianerinnen aus Haiti nach Einstellung der Feindseligkeiten in die Stadt Neapel gebracht habe, worauf die bei ihnen einheimische Krankheit erst auf die Spanier, Italiener und Deutschen im einen Heer und dann auch auf die Franzosen im andern Heer übergegangen sei (Historia medicinal de las cosas que se traen de nuestras Indias Occidentales que sirven en medicina, Sevilla 1574, fol. 13<sup>a</sup> f.). Der erste, der die bei den Spaniern geläufige Ansicht von der westindischen Abstammung der Lustseuche vertrat, war Oviedo, der Commandant von San Domingo und später Historiograph Kaiser Karls V.: aus Haiti sei die Krankheit durch die Leute des Columbus nach Spanien und von da durch spanische Soldaten im Heer des Gonçalo Fernandez nach Neapel verschleppt worden (Historia general y natural de las Indias, L. II, c. 13. 14, p. p. Amador de los Rios, Madrid 1851, I, 50. 55 ff.). Fracastorius, der bekannte Erfinder des Namens Syphilis, führt diese Herleitung an, bestreitet aber ihre Richtigkeit (De sympathia et antipathia, Lugduni 1554, 228. 234 f.). Umgekehrt behauptet der spanische Geistliche Francesco Delicado, die Krankheit sei von Italien nach Spanien und von da erst mit der Mannschaft des Columbus nach Amerika gekommen (Friedberg, Lehre von den venerischen Krankheiten 113). Die Literatur zu Gunsten des westindischen Ursprungs findet sich gesammelt in Christoph Girtanners Abhandlung über die Venerische Krankheit, Göttingen 1788, I, 23 ff.

schöne Sklavin den geängstigten Bürgern, sie sollten statt der Frauen die Sklavinnen aufgeputzt zu den Feinden hinausschicken. Das geschah, und die durch die Mädchen entkräfteten Sarder unterlagen. Daher feierte man in Smyrna die Eleutherien, an denen die Sklavinnen den Schmuck ihrer Herrinnen zu tragen pflegten. So Dositheus in seinen lydischen Geschichten. Ganz dieselbe Sage berichtete Aristides der Milesier von den Römern und den belagernden Galliern, um das in Rom gefeierte Fest der Sklavinnen zu erklären.<sup>1)</sup>

Nach Haas gehörte es zu den Obliegenheiten der indischen Hofärzte, Küche, Keller und Frauengemach zu beaufsichtigen, um verräterische Köche und Giftmädchen auszuspiiren,<sup>2)</sup> und in einem auf der Berliner Bibliothek handschriftlich erhaltenen Sanskritwerk von Narayana, das astrologische Bestimmungen über Zeugung, Geburt u. s. w. in Versen behandelt, werden auch die Merkmale angegeben, an denen die Giftmädchen zu erkennen sind.<sup>3)</sup>

Besonders belangreich ist eine aus Alexanders Zeit stammende indische Sage, welche der brahmanischen Ueberlieferung von dem Kampfe des letzten Königs der Nanda-Dynastie gegen Tschandragupta angehört. Ein dichterisches Bild dieser Ereignisse besitzen wir in dem geistreichen Intriguenstück *Mudrārākṣasa* (das Siegel des Rākṣasa) von Viçākhadatta, das von Lassen<sup>4)</sup> und Pischel<sup>5)</sup> in den Anfang des 11. Jahrhunderts, von dem letzten Herausgeber, dem Inder Telang,<sup>6)</sup> ins 7. oder 8. Jahrhundert, von Alfred Hillebrand<sup>7)</sup> ins 7. Jahrhundert, also in die Blütezeit des indischen Dramas, verlegt wird.<sup>8)</sup> In die Vorgeschichte der dramatischen Handlung fällt ein Mordanschlag, welchen Rakschasa, der Minister des Nandakönigs, gegen den Kronprätendenten Tschandragupta ausführte. Ueberwunden und zum Scheine sich unterwerfend, sandte er an ihn ein Giftmädchen, das er mit Zauberkunst hergerichtet hatte. Aber der scharfsinnige Ratgeber Tschandraguptas, der Brahmane Vischnugupta Tschanakya, der den bezeichnenden Beinamen Kautilya (der krumme Wege liebt) führte, durchschaute den Plan und wusste es zu veranstalten, dass ein unbequemer Verbündeter seines Schützlings, dem die Hälfte des zu erobernden Reiches zugesagt worden war, die Jungfrau erhielt und in ihren Armen seinen Tod fand.<sup>9)</sup> Dabei ist ein unserem

1) Plutarch, *Parallela*. Op. ed. Reiske VII, 242 f.

2) *Zeitschr. d. d. m. Ges.* XXX, 657.

3) *Sanskriithandschrift No. 879, Bl. 74<sup>a</sup>*. S. Pertz, *Die Handschriften-Verzeichnisse der Königlichen Bibliothek, Bd. I: Verzeichnis der Sanskritandschriften von Weber*, Berlin 1853, 263.

4) *Indische Altertumskunde II, 2. Aufl.*, Leipzig 1874, 211.

5) *Göttingische gelehrte Anzeigen* 1883, Stück 39, II, 1227.

6) *Mudrārākṣasa by Viçākhadatta*, ed. by Kāshināth Trimbak Telang, Bombay 1884, Einleitung.

7) *Zeitschr. d. d. m. Ges.* XXXIX, 132.

8) Leop. von Schröder, *Indiens Literatur und Cultur in historischer Entwicklung*, Leipzig 1887, 608. 655 f.

9) Horace Hayman Wilson, *Select Specimens of the Theatre of the Hindus*, N. V, Calcutta 1827, 25 f. 50. 66. Deutsche Uebersetzung von Ludwig Fritze: *Mudrarakschasa oder des Kanzlers*

Drama eigentümlicher Zug bemerkenswert: das Mädchen kann mit seinem Gift nur einen Mann verderben. Im Hinweis auf eine der berühmtesten Stellen des Mahabharata sagt Rakschasa: Wie der Held Karna mit Indras Speer nur einen einzigen Gegner töten konnte,

So ward für Tschandragupta auch von mir  
Das Mädchen aufbewahrt, das einen nur  
Umbringen konnte; doch als Opfer fiel  
Ein andrer.<sup>1)</sup>

Es ist also nur der erste Liebhaber, auf den sich in der Beiwohnung das im Leibe des Mädchens angesammelte Gift mit seiner ganzen Macht entlädt. Ihr Magdtum ist die giftige Blüte, die dem, der sie bricht, den sicheren Tod bringt.

Nach der Puruša-parikšā, einer grösstenteils aus dem Sanskrit übersetzten neueren bengalischen Märchensammlung, war diese Jungfrau des Rakschasa so giftig, dass Fliegen, die sich auf sie setzten, sofort verendeten.<sup>2)</sup>

Der kluge Brahmane Tschanakya galt in der Sanskritliteratur als Verfasser von Weisheitssprüchen<sup>3)</sup> und kam wahrscheinlich wegen seiner in der Sage von Tschandragupta bewiesenen Giftkunde in den Ruf eines grossen Arztes. Daher erhielt eine in der orientalischen Medicin vielgenannte toxikologische Schrift seinen arabisierten Namen Schanak (*Šānāq* aus *Tšānakya*).<sup>4)</sup> Dieses „Buch der Gifte“<sup>5)</sup> sollte der indische Arzt Mankah (wohl sanskr. *Māṇikya*),<sup>6)</sup> der, wie die Sage gieng, nach Irak gekommen war, um Harun ar-Raschid in einer Krankheit zu behandeln, unter der Mitwirkung oder Aufsicht des Abu Hatim aus Balkh für den Barmekiden Yahya Ibn Khalid († 805) ins Pehlevi und dann der Freigelassene und Vorleser des Khalifen Maamun, Abbas Ibn Saïd al Ġauheri, ins Arabische übersetzt haben.<sup>7)</sup> Nach August Müllers

Siegelring, ein indisches Drama von Visakhadatta, Leipzig, Reclam (o. J.) 18. 22. 27. 45. 50. 51. 95. 96. 108.

1) Fritze 45.

2) Wilson 66. Lassen II<sup>2</sup>, 214.

3) Weber, Ueber 100 Sprüche des Cānakya, s. Monatsberichte der k. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1864, 400 ff.

4) Wilson im Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland, VI, London 1841, 119. Steinschneider in Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie LII, 347, Anm. 7. Gutschmid in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XV, 95. A. Müller ebenda XXXIV, 496.

5) Ueber dieses Buch s. A. Müller, Arabische Quellen zur Geschichte der indischen Medicin, in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 501 ff. Dietz, Analecta med. I, 123. Gildemeister, Scriptor. Arab. 96. Hebräische Excerpte s. Steinschneider, Pseudepigraph. Lit. 65 f.

6) Oseibia 12, 7, s. Dietz, Analecta I, 124. Journal of the Royal Asiatic Society VI, 110 f. Reinaud, Mémoire 315. Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte, Göttingen 1840, 19. Fr. R. Seligmann, Codex Vindobonensis sive medici Abu Mansur Muwaffak bin Ali Heratensis Liber Fundamentorum Pharmacologiae. Vindobonae 1859, I, p. XXI, LI, N. 112. Steinschneider in der Zeitschrift d. d. m. Ges. XXIV, 367, N. 25. A. Müller a. a. O. 480 ff., vergl. 496 f.

7) Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte 5. Flügel in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XI, 325. Gutschmid ebenda XV, 95. Haas ebenda XXX, 620 ff. Steinschneider in Virchows Archiv LII,

Untersuchungen<sup>1)</sup> ist jedoch das Buch Schanaks keine Uebersetzung eines indischen Originals, sondern eine ohne Kenntnis indischer Verhältnisse unternommene Fälschung, für welche ein Abschnitt des berühmten Ayurveda von Suçruta benützt wurde.<sup>2)</sup> Dem arabischen Compiler lag dieser von den Giften handelnde Abschnitt des Sanskritwerks in persischer oder arabischer Uebersetzung vor. Er entnahm daraus, der indischen Medicin übrigens unkundig, bestimmte Sätze, Daten oder einzelne Wendungen, welche er dann mit arabischen Zutaten nach seiner Weise ausschmückte und zumteil in andere Reihenfolge brachte. Um den Leser irre zu führen, unterdrückte er den Namen des Suçruta und setzte dafür den des Šânâq-Tšânakya, der ihm als Verfasser von Weisheitssprüchen oder von der Giftmädchengeschichte her bekannt sein mochte.

Nach einer Mitteilung von H. Brockhaus an Gutschmid<sup>3)</sup> soll schon bei Suçruta von den Giftmädchen die Rede sein. Die Uebersetzung Hessler's enthält jedoch nichts davon.<sup>4)</sup> Der Araber zählt im Eingang seines zweiten Buchs die verschiedenen Mittel und Wege auf, wie Gifte beigebracht werden können: durch Speisen und Getränke, durch Parfums und Salben und Haaröle, durch Streupulver und Einreibungen, Waschwasser und Badetücher, durch Kleider, Teppiche und Bettzeug. „Ferner, fährt er fort, pflegten einige von den alten Gelehrten der Indier hübsche Kinder weiblichen Geschlechts mit Gift zu nähren, so dass ihre Leiber es aufnahmen, und wer ihnen beiwohnte, starb.“<sup>5)</sup> Am Ende des 2. Buches fügt er hinzu: „Was aber das (vergiftete) Mädchen betrifft, so giebt es kein Mittel dafür als das Fernbleiben von ihr. Doch gehört es zu dem, was jetzt abgekommen ist und worin wir keine Erfahrung haben, und es ist eine Sache, die nur in der Vergangenheit stattfand.“<sup>6)</sup> Das stimmt nicht ganz zu der Bemerkung, die er als angeblicher Uebersetzer am Schlusse des Werkes macht, die Beschreibung des Giftmädchens sei auf Befehl des Khalifen Maamun weggelassen worden, weil dies zu den Werken des Heidentums der Inder gehöre und eine ganze Menge von Kindern dabei zu Grunde gehe, bevor eines erhalten bleibe.<sup>7)</sup>

Ueber das Alter des Pseudo-Schanak bietet sich uns ein Anhalt in einer andern jener literarischen Fälschungen, worin der Orient so Grosses geleistet hat. In den ersten Decennien des 10. Jahrhunderts verfasste der Chaldäer Ibn Wahschija oder, was nach Nöldeke<sup>8)</sup> wahrscheinlich richtiger ist, sein Schüler Abu Thalib zur Verherr-

347. Die Stelle des Oseibia 12, 5 s. Journal of the Royal Asiat. Soc. VI, 108 ff. A. Müller in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 477 ff. Ueber die Unklarheit dieser Angaben s. 542 f.

1) Ebenda XXXIV, 536 ff.

2) Ueber diesen s. Flügel, ebenda XI, 148 ff. Haas XXX, 617 ff. Schröder, Indiens Lit. 730 f.

3) Zeitschr. d. d. m. Ges. XV, 95, Anm. 1.

4) Sus'rutas, Ayurvédas, id est Medicinae Systema, nunc primum ex Sanscrita in Latinum vertit Franc. Hessler, Erlangae 1844. Von den Giften, besonders den Schlangengiften, handelt Bd. II, 215 ff.

5) A. Müllers Uebers. in der Zeitschr. d. d. m. Ges. XXXIV, 510.

6) Ebenda 514.

7) Ebenda 535, vergl. 539. Steinschneider in Virchows Archiv LII, 499.

8) Zeitschr. d. d. m. Ges. XXIX, 453 ff.

lichung der Nabatäer, d. h. der alten Babylonier,<sup>1)</sup> eine Anzahl arabischer Schriften, welche sich für Uebersetzungen aus dem Altbabylonischen ausgaben.<sup>2)</sup> Darunter befand sich auch ein Buch von den Giften, dessen babylonischer Verfasser Yarbuka (*Yārbūqā*) vor dem 14. Jahrhundert vor Chr. gelebt haben sollte.<sup>3)</sup> Im Anfang des 5. Kapitels, das die Vergiftung durch äussere Berührung bespricht, soll Yarbuka der Mädchen gedacht haben, welche, wenn sie von Geburt an auf eine gewisse Weise behandelt werden, jeden, der ihnen beiwohnt, augenblicklich töten. Wahschiya (oder richtiger Thalib) bemerkt jedoch, er lasse diesen Abschnitt lieber unübersetzt, da er ihm nicht recht verständlich sei.<sup>4)</sup> Er hat also offenbar nicht mehr davon gewusst als der angebliche arabische Uebersetzer des Schanak und sucht wie dieser seine Unwissenheit durch einen Vorwand zu maskieren. Damit verrät er deutlich genug, dass er seine ganze Kenntnis in dieser Sache eben dem arabischen Buche verdankt, das er auch in der Vorrede unter den ihm bekannten toxikologischen Schriften aufführt.<sup>5)</sup> Dieses muss demnach zu Anfang des 10. Jahrhunderts bereits vorhanden gewesen sein.<sup>6)</sup>

Auf eine andere, der indischen Ueberlieferung entstammende Quelle weist dagegen die Angabe eines Zeitgenossen Ibn Wahschiyas, des berühmten Arztes Abu Bekr ar-Razi (lat. Rhases, † 932),<sup>7)</sup> der in seinem gewaltigen medicinischen Sammelwerk *Al-hāwī* (das Umfassende) die Giftmädchen kurz erwähnt: Wenn die Aethiopen (statt „Inder“) Fürsten ermorden wollen, ernähren sie Mädchen mit Gift, so dass alle Kräuter, welche diese berühren, verdorren, ihr Speichel Hühner und andere Tiere tötet und die Mücken vor ihnen fliehen.<sup>8)</sup>

Dies führt uns zu der Frage, wie sich denn die Männer der Wissenschaft, die Naturkundigen und Aerzte, zu unserer Sage gestellt haben. Galenus hatte in seiner Schrift von den Wirkungen der einfachen Heilmittel bemerkt, dass der Schierling

1) Ueber die Nabatäer s. Etienne Quatremère, *Mélanges d'histoire et de philologie orientale*, Paris (o. J.) 58 ff. C. Ritter, *Erdkunde*, Berlin 1846, XII, 111 ff.

2) Chwolson, Ueber die Ueberreste der altbabylonischen Literatur in arabischen Uebersetzungen, s. *Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences à St-Petersbourg*, T. VIII, 331 ff. Die Fälschung wurde nachgewiesen von A. von Gutschmid, *Die Nabatäische Landwirtschaft und ihre Geschwister*, in der *Zeitschr. d. d. m. Ges.* XV, 1 ff. Vergl. Nöldeke ebenda XXIX, 445 ff.

3) Chwolson, 446 ff.

4) Ebenda 446 und Anm. 237.

5) Ebenda 457 und Anm. 270.

6) Vergl. A. Müller in der *Zeitschr. d. d. m. Ges.* XXXIV, 543 f.

7) Ueber ihn s. Wüstenfeld a. a. O. 40 ff. Choulant, *Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin*, 2. Aufl. Leipzig 1841, 340 ff. Steinschneider in *Virchows Archiv* LII, 467 ff. A. Müller a. a. O. 548.

8) *Liber Helchaui id est continens artem medicine*, Venetiis 1506, fol. 413<sup>c</sup>. L. XX, c. 2. Steinschneider a. a. O. 347. Dieses Werk des Razi liess sich Karl von Anjou durch eine Gesandtschaft von Gelehrten beim Herrscher von Tunis ausbitten und betraute mit der Uebersetzung den Juden Farag Ben Salim (Faragut oder Ferragut) aus Agrigent, der ihm die fertige Arbeit im Jahre 1279 überreichte (Wüstenfeld, *Die Uebersetzungen arabischer Werke in das Lateinische*, s. *Abhandlungen der k. Gesellsch. d. Wissensch. in Göttingen*, XXII, 107).

durch eine rasche Dosis den Menschen töte, durch langsame Dosen aber die Staaren ernähre, und hatte dann das bereits erwähnte Beispiel von der Alten in Athen angeführt, die sich durch kleine Portionen allmählich an eine grosse Menge Schierling gewöhnt habe.<sup>1)</sup> Auf diese Stelle beruft sich Avicenna († 1037) in seinem Kanon; doch werden — wenigstens in der lateinischen Uebersetzung des Gerhart von Cremona — statt der Staaren Drosseln und statt des Schierlings Napellus genannt. Der Alten des Galen gesellt er dann aus seinen Notizen das Mädchen, das mit Gift ernährt worden sei, um die Könige, welche mit ihm Umgang hätten, zu töten, und das schliesslich so durch und durch giftig wurde, dass sein Speichel Tiere tötete und daher die Hühner seinem Speichel nicht nahe kamen.<sup>2)</sup> Avicenna bezieht sich hiefür auf den berühmten griechischen Arzt Rufus von Ephesus (um 100 n. Chr.).<sup>3)</sup> Was er beibringt, scheint aber nur eine in Verwirrung geratene Aufzeichnung der angeführten Stelle des Razi zu sein.

Jetzt verstehen wir, wie Avicenna mit Galen bei Johann Lange und seinen Nachfolgern unter die Gewährsmänner für unsere Sage von Alexander und dem Giftmädchen kommen konnte.<sup>4)</sup> Wenn auch Plinius unter diesen genannt wird, so verdankt er das ohne Zweifel irgend einer gelehrten Randbemerkung, welche gelegentlich der Tiere, die sich von Gift nähren, von den Staaren des Galen auf die Wachteln des Plinius hinwies.<sup>5)</sup> Er steht also zu unserer Sage in ebenso entfernter Beziehung wie Galen. Dasselbe gilt von dem gleichfalls als Gewährsmann aufgeführten Averroës. Denn dieser nennt das Giftmädchen ebensowenig als Plinius und Galen, sondern spricht nur im allgemeinen von jenen Leuten, die durch Gewöhnung dazu kommen, dass ihnen Gift als Speise diene.<sup>6)</sup>

Die Angabe des Avicenna giebt uns ausserdem einen erwünschten Beitrag zur Geschichte unserer Sage. Sie erklärt uns jene auffallende Abweichung in der Ueberlieferung, dass an die Stelle des Schlangengiftes, womit in den *Secreta Secretorum* das Mädchen aufgezogen wird, bei Peter von Abano, im Dialog von Placidus und

1) De simplicium medicamentorum facultatibus, L. III, c. 18 (Op. ed. Kühn XI, 601). Ueber die Staaren vergl. De theriaca ad Pisonem, c. 4 (Kühn XIV, 227).

2) *Et dico hoc et dixit ruffus, quod nutrita fuit puella cum veneno, ut interficerentur per eam reges qui cum ea convenirent, et quod ipsa in complexione sua secuta est consecutionem maximam, ita ut saliva eius interficeret animal et non appropinquaret eius salivae gallina.* Avicenna, Canon, translatus a magistro Gerardo cremonensi, Venetiis 1490, L. IV, fen VI, tract. I, Sermo universalis de cautela a venenis, c. 2.

3) In den drei erhaltenen Schriften des Rufus (ed. Clinch, Londini 1726) steht nichts davon. Ueber diesen s. Choulant, Handbuch 90 ff.

4) J. Lange, Epistolae medic. 58. Mizaldus 10<sup>a</sup>. Wolfg. Hildebrand, Magia nat. 87.

5) N. H. X, 33, 69. X, 92, 197. Die Wachteln nennt in der Aufzählung solcher Tiere auch Sextus Empiricus (Hypotyposeon. L. I, c. 14, 57. Opera ed. Fabricius 16).

6) Im Kommentar zu den Physica des Aristoteles, am Schluss des 2. Buches (Aristotelis Stagiritae Libri Physicorum cum Averroë, Lugduni 1520, fol. LXIX<sup>b</sup>).

Timäus, bei Joh. Lange und seinen Nachfolgern Mizaldus, Henisch, Michael Bapst und Hildebrand wie bei Delrio das Giftkraut Napellus getreten ist: der Text der *Secreta* erfuhr hier eine Berichtigung durch die Autorität des Avicenna.

Um das Giftmädchen des Avicenna handelte es sich auch in erster Linie, wenn die Gelehrten sich mit unserer Sage beschäftigten. Die einen fussten darauf als auf einer feststehenden Tatsache, ohne eine Bemerkung hinzuzufügen, so Peter von Abano und Mizaldus. Bernhart Gordon, der um die Wende des 13. Jahrhunderts in Montpellier lehrte, schloss daraus, dass selbst Gifte, die *a tota substantia* tödlich seien wie Napellus, in kleinen Quantitäten als Nahrung dienen können; doch sei diese Nahrung nicht gut und zuträglich, noch sei sie wirklich in allen Teilen ihrer Substanz nach umgewandelt worden, sondern sie habe immer schlimme Eigenschaften bewahrt, was daraus erhelle, dass die Hühner des Mädchens Speichel gemieden hätten.<sup>1)</sup> Andere suchten die Angabe durch Gründe zu stützen, so der hochangesehene Kommentator des Avicenna, Gentilis von Foligno († 1348).<sup>2)</sup> Andere verteidigten sie gegen skeptische Einreden, so besonders der italienische Arzt Peter Carrarius oder Carrerius von Monte Silice in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, der die bei Peter von Abano in seiner Schrift über die Gifte unberücksichtigt gebliebene Frage, ob man es in der Macht habe, Gifte erst in einer bestimmten Frist wirken zu lassen, in einem eigenen Tractat behandelte. Dabei kam er auch auf das Giftmädchen und auf die Frage zu sprechen, ob Gift dem Menschen als Nahrung dienen könne. Einige, sagt er, leugnen dies, da zwischen dem Gift und unserem Körper eine Verwandtschaft nicht bestehe, wie sie doch zwischen der Nahrung und dem Ernährten bestehen müsse; der Körper des Mädchens könne also nicht mit dem Gifte des Nappelkrautes ernährt, er könne nur daran gewöhnt worden sein. Dieser Einwand aber sei hinfällig, da er dem Galenus und dem Avicenna widerstreite, welche ausdrücklich sagen, das Mädchen sei mit Napellus ernährt worden. Carrerius kommt zu dem Schlusse, dass ein und derselbe Stoff für den einen Menschen Gift, für den andern Nahrung sein könne, und so sei auch das Mädchen wirklich durch Napellus ernährt worden, weil ihre Natur selbst von Anfang an giftig gewesen sei.<sup>3)</sup> Ebenso wird das Giftmädchen von dem Humanisten Caelius Rhodiginus (1450—1520) mit vielen andern Beispielen als ein Beleg für merkwürdige Idiosynkrasien der menschlichen Natur angeführt und dabei der Ansicht zugestimmt, die Gefässgänge des Mädchens seien so fein gewesen, dass das eingenommene Gift durch die Verdauung vollständig umgewandelt worden sei, bevor es in das Herz gelangte.<sup>4)</sup> Auch der niederländische Arzt Johann Juvenis um die Mitte des 16. Jahrhunderts erklärt sich die Ernährung des Giftmädchens aus einer

1) *Lilium Medicinae*, Partiuacula I, c. 13, Lugduni 1559, 50. 53.

2) *Avicennae Canon cum expositione Gentilis Fulginatis*, Venetiis 1520, IV, fol. 169, col. 3.

3) *Anhang zum Conciliator*, Venetiis 1548, fol. 282, E. 284, I und L. Die Ansicht, dass ein und derselbe Stoff für den einen Gift, für den andern Nahrung sein könne, hatten auch schon Sextus Empiricus (*Hypotyposeon* L. I, c. 14, 57) und Averroës (*Colliget*, L. V, c. 24).

4) *Lectiones antiquae*, L. XI, c. 13, Lugduni 1560, II, 43.

eigentümlichen Naturanlage, welche er „von Ursprung an den Giften widerstrebend“, *ab origine Bezoardica*, nennt.<sup>1)</sup>

Zu ähnlichem Ergebnis kommt der berühmte Arzt Hieronymus Mercurialis von Forli (1530—1606) in seiner Abhandlung über die Gifte und giftigen Krankheiten, wo er die vielumstrittene Frage, ob Gift als Nahrung dienen könne, eingehend erörtert. Sein Gedankengang ist folgender: Ernährung kann im eigentlichen und im uneigentlichen Sinne verstanden werden. Ernährung im eigentlichen Sinne haben wir dann, wenn die Nahrung in die Substanz des Ernährten umgewandelt wird, Ernährung im uneigentlichen Sinne dagegen, wenn ein Stoff aufgenommen wird, der sich zwar nicht in die Substanz des Ernährten umsetzt, aber auch keine schädliche Wirkung ausübt, wie man vom Strausse sagt, er nähre sich von Eisen. So kann man auch im uneigentlichen Sinne von Giftnahrung reden, wenn das Gift ohne nachteilige Folgen bleibt. Soll aber hierunter Nahrung im eigentlichen Sinne verstanden sein, so handelt es sich darum, ob das Gift in seiner ganzen Substanz verderblich ist und keinerlei ernährende Bestandteile enthält, dann kann von Nahrung keine Rede sein, oder ob ihm Nahrungsstoffe beigemischt sind: dann können durch angeborene Kraft, durch Gewöhnung oder durch Gegengifte hiezu befähigte Naturen diese ernährenden Stoffe aussondern und sich assimilieren und die giftigen ohne Schaden für sich, aber zum Schaden für andere in sich, in ihren Säften, ihren Haaren oder Ausscheidungen ansammeln. (Hiebei beruft sich Mercurialis auf die Geschichte vom Giftmädchen.) Dass jemand andere vergiften könne, ohne selbst unter dem Gifte zu leiden, ist nicht unbegründet, wie Pest und Lustseuche beweisen, die von Individuen, die selbst nicht damit behaftet sind, auf andere übertragen werden können. Dass ein Körper ohne Schaden in einzelnen Teilen Gift hegen kann, ist nicht minder bekannt: man denke an den wütenden Hund,<sup>2)</sup> die Viper, die giftigen Fische. Daher widerspricht es weder der Vernunft noch der Erfahrung, dass im menschlichen Körper Gift verborgen sein kann, das seinen Träger nicht angreift, anderen aber schadet.<sup>3)</sup>

So entschieden Mercurialis in seiner Darlegung für die Wahrheit der Ueberlieferung eintritt, so entschieden bestreitet sie der Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich, Peter Andreas Matthioli von Siena (1500—1577). Er sagt von der Erzählung des Avicenna, sie gleiche eher den arabischen Märchen, als einer mit naturphilosophischen Gründen erwiesenen Tatsache; Gentilis von Foligno, *auctoribus magis quam rationibus addictus*, habe eben nicht glauben wollen, dass so gewichtige und weise Männer wie Rufus, Avicenna und Averroës Unwahres behauptet hätten. Vor allem wandte Matthioli ein, dass der menschliche Körper überhaupt niemals das Gift Napellus ertragen lerne; denn nach der Lehre des Galenus könne sich der Mensch

1) De medicamentis Bezoardicis s. Aegidius Euerartus, De Herba Panacea, Antverpiae 1587, 216. 217.

2) Mercurialis war also der Meinung, der wütende Hund habe Gift im Maule, ohne selbst darunter zu leiden.

3) De venenis et morbis venenosis, L. I, c. 9, Venetiis 1584, fol. 11. Vergl. L. I, c. 6, fol. 7<sup>b</sup>.

wohl an kalte Gifte wie Schierling, nicht aber an heisse wie Napellus gewöhnen. Wenn daher bei Avicenna Napellus statt Schierling stehe, so sei das entweder ein Irrtum von ihm oder von seinem Uebersetzer. Geradezu lächerlich aber sei es, anzunehmen, dass das im Leibe des Mädchens verdaute Gift durch ihren Atem andere Menschen habe anstecken können, da es bekanntermassen Tiere gebe, die sich von giftigen Tieren oder Pflanzen nähren und doch vom Menschen ohne Nachteil gegessen werden.<sup>1)</sup> Auch der Dichter und Gelehrte Jaques Grevin von Clermont, Arzt in Paris († 1570), verwarf die Erzählung Avicennas, weil ein Mensch aufhören müsste, Mensch zu sein, wenn er sich mit einem seiner Natur so durchaus feindlichen Kraut wie Napellus nähren wollte<sup>2)</sup>

Dass Avicenna oder sein Uebersetzer Napellus mit Schierling verwechsle, hatten schon Nicolaus Leonicensus im 15. Jahrhundert<sup>3)</sup> und die ferrarischen Aerzte Manardus und Brasovolus im 16. Jahrhundert gezeigt.<sup>4)</sup> Johann Lange von Lemberg (1485--1565) wies darauf hin, dass auch Averroës und die Araber insgesamt den Schierling Napellus nennen: das Giftmädchen habe also nicht Napellus, sondern Schierling zu sich genommen wie die attische Alte des Galen.<sup>5)</sup> Der Tübinger Professor Leonhard Fuchs (1501--1566) bekräftigte dies, indem er erklärte, Avicenna kenne den Napellus überhaupt nicht; nachdem er aus den Staaren des Galenus Drosseln gemacht habe, mache er nun aus Schierling Napellus.<sup>6)</sup> wie ihm auch Amatus Lusitanus (um 1550) Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit in der Unterscheidung der Arzneimittel vorwarf.<sup>7)</sup>

Die Schwankungen und Misverständnisse in den Bezeichnungen der Gifte bei den Arabern erklären sich übrigens leicht aus der bald weiteren, bald engeren Bedeutung des indisch-arabischen Wortes *bîš*.

Auch Ulysses Aldrovandi († 1605) in seiner Schlangen- und Drachengeschichte lehnte „die allbekannte Geschichte von dem mit Napellus ernährten Mädchen“ als unwahr ab, aus demselben Grunde wie Matthioli, weil Napellus ein heisses und trockenes Gift sei, das seiner ganzen Substanz nach der menschlichen Natur widerstrebe.<sup>8)</sup>

Daher suchten die Herausgeber des lateinischen Avicenna, Mongius und Costäus, derartigen Einwürfen dadurch zu begegnen, dass sie in der angefochtenen Stelle vom

1) Petri Andreae Matthioli Senensis Commentarii in libros sex Dioscoridis, Venetiis 1560, 716 f.

2) Deux Livres des Venins, Anvers 1568, 16.

3) De Plinii et aliorum medicorum erroribus, Basileae 1529, 47 f.

4) Amatus Lusitanus, In Dioscoridis Anazarbei de Medica materia Libros quinque, Venetiis 1553, 416.

5) Epistolae medicinales, L. I, ep. 12, p. 56. L. II, ep. 69, p. 408 f. Er setzt daher in den Index: *De puella cicuta nutrita*, p. 1064. 1113. *Alexandro magno puella cicuta vascens dono per dolum data*, p. 1059. Deshalb benannte der Uebersetzer des Mizaldus, Georg Henisch, das dem Mädchen als Speise dienende Gift *Cicuta oder Napellus* (s. o. 102).

6) Paradoxa medicinae, L. I, c. 13 f. (Opera, Francofurti 1566, III, 26 ff.).

7) A. a. O.

8) Serpentum et Draconum Historia, Bononiae 1640, 46.

Giftmädchen statt *napello* die Lesart *veneno nutrita* einsetzten.<sup>1)</sup> Auf Grund dieser textlichen Aenderung trat dann der portugiesische Jude Abraham Zacut von Lissabon (1575—1642) wiederum für die Wahrheit der Erzählung ein. Vor allem widerspricht er der Behauptung, dass die Gewöhnung an heisse Gifte unbedingt unmöglich sei, da auch Galenus zugestehe, dass solche in kleinen Mengen genommen unschädlich sein können; nur müsse die Dosis so gering sein, dass unser Körper noch im Stande sei, sie durch seine eigene Wärme zu bewältigen. Freilich, Napellus sei ein so verderbliches Gift, dass es kaum ein Gegenmittel gebe, und der Vorschlag, Schierling statt Napellus zu setzen, habe daher etwas Bestechendes, da der Napellus der Araber dem Schierling der Griechen entspreche. Aber ein so kaltes Gift wie Schierling könne nicht den ganzen Körper so giftig machen, dass Speichel und Atem tödlich wirken. Es müsse daher die Natur des Giftes unbestimmt bleiben und mit den Herausgebern des Avicenna *veneno* gelesen werden. An der Wahrheit der Geschichte sei nicht zu zweifeln, wie manche tun, einmal weil Rufus, der sie zuerst berichte, unter den alten Aerzten berühmt gewesen und das Urteil eines gelehrten Arztes zu ehren sei, ferner weil Avicenna sie in seinen Kanon aufgenommen habe und endlich weil sie von Gentilis, einer so grossen Autorität, und Männern wie Carrerius und Mercurialis vertheidigt werde.<sup>2)</sup>

Der letzte, der sich eingehend mit der Frage befasste, war der Portugiese Gaspar de los Reyes um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Er verwarf beide Lesarten, *veneno* wie *napello*, da eine solche Durchtränkung des menschlichen Körpers durch eingenommenes Gift überhaupt undenkbar sei. Wenn man etwas Wahres an der Geschichte retten wolle, so müsse man eine höchst seltene bösertige Monstrosität der menschlichen Natur annehmen, vermöge welcher das Mädchen nicht allein gegen Gift unempfindlich, sondern auch gegen andere Wesen verderblich gewesen sei, wie ja zuweilen in Folge von Krankheiten solche *pestilentissimae qualitates* im menschlichen Körper entstehen.<sup>3)</sup> Gaspar de los Reyes kehrte also wieder zu den Idiosynkrasien des Caelius Rhodiginus und Johannes Juvenis zurück. Damit kam die gelehrte Discussion — und die Sage selbst — zum Schweigen.

Wenden wir uns nun, nachdem wir so die Sage bis zu ihrem Erlöschen im 17. Jahrhundert begleitet haben, wieder zu ihren Anfängen. Wie die von uns angeführten Zeugnisse aus dem 10. Jahrhundert beweisen, war die indische Vorstellung von dem Giftmädchen in der arabischen Literatur längst eingebürgert, als sie der Verfasser des „Geheimnisses der Geheimnisse“ zum Ruhme des Aristoteles verwertete. Die Anlehnung

1) Avicennae principis et philosophi sapientissimi Libri sex de medica etc., Omnia a Mongio et Costaeo recognita, Venetiis 1564, II, 192<sup>a</sup>. Dafür liessen sie aber ganz inconsequenter Weise in der Anführung der Alten des Galen die falsche Lesart *napello* stehen.

2) Zacuti Lusitani Opera, Lugduni 1649, I. De Medicorum principum historia, L. I, quaestio XVI, p. 47<sup>b</sup> und besonders L. V, historia XXIV, p. 873 f.

3) Elysium jucundarum quaestionum campus, Quaestio LXIII. Bruxellae 1661, 482 f. 486. 488 ff.

an Alexander mag durch die Erinnerung an eine verbreitete persische Sage angeregt worden sein, nach welcher ein indischer König unter andern Geschenken seine wunderschöne Tochter dem heranziehenden Eroberer entgegenschickte, in deren Armen er alle Begier nach dem Reiche ihres Vaters vergessen sollte.<sup>1)</sup> Dieser König, der nach Spiegel dem Taxiles der Geschichte entspricht,<sup>2)</sup> heisst Kaid. Er vertritt in der orientalischen Sage den Persern wie den Griechen gegenüber die Ueberlegenheit der indischen Geisteskultur. Schon in der Sassanidenzeit, in dem alten Pehlewibuche von Ardeschir Babekan, ist es „Kait der Inder“, an den sich Ardeschir mit der Frage wendet, ob es ihm von Gott bestimmt sei, Iran zu einem einheitlichen Reiche zu machen, und ehe noch der Bote zu Worte kommt, giebt der Weise schon den gewünschten Bescheid.<sup>3)</sup> Bei Jakubi (um 880) macht Alexander nach der Besiegung des Porus (*Fâr*) den weisen König Kaihan (?) zum Herrscher von Indien.<sup>4)</sup> Seine Beziehungen zu Alexander bildeten frühe schon den Gegenstand einer ausführlichen romanhaften Erzählung, von der uns Masudi um 943 in einem besonderen Kapitel einen Auszug giebt.<sup>5)</sup> Nach dem siegreichen Kampfe gegen Porus erfährt Alexander, dass in den entlegensten Gegenden Indiens ein König herrsche, der mehrere Jahrhunderte alt sei und alle indischen Weisen an Weisheit übertreffe. Sein Name ist Kand.<sup>6)</sup> Von Alexander zur Unterwerfung aufgefordert, antwortet er freundlich und ehrerbietig und lässt dem Eroberer melden, er habe vier Wunderdinge ohne Gleichen, ein Mädchen, einen Weisen, einen Arzt und einen nieversiegenden Becher; die wolle er ihm zum Geschenke machen. Alexander schickt eine Gesandtschaft von Philosophen aus, die Gaben zu prüfen und abzuholen. Das Mädchen ist so schön, dass die Weisen ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedürfen,

1) Malcolm, History of Persia. London 1815, I, 77.

2) Erânische Altertumskunde, Leipzig 1871, II, 588. Ueber Taxiles s. Strabo 698. Plutarch, Alexander 59 (Op. ed. Reiske IV, 130 f.). Diodor bemerkt (XVII, 86), er habe eigentlich Mophis und Taxiles habe sein Vater geheissen; Alexander aber habe auch ihm diesen Namen beigelegt. Nach Curtius (VIII, 12, 4) hiess er Omphis, und Taxiles war der stehende Beiname des Landesfürsten. Wie Arrian erzählt, kam Taxiles, der diesseits des Indus herrschte, dem heranziehenden Alexander mit Geschenken entgegen (Anab. IV, 22, 6. V, 3, 5), übergab ihm seine Stadt Taxila (V, 3, 6. 8, 2) und leistete ihm Heerfolge auf seinem Zuge gegen Porus, mit dem er selbst verfeindet war (V, 18, 6). Alexander versöhnte ihn später mit dem besiegten Porus und entliess ihn in seine Heimat (V, 20, 4. Vergl. Curtius IX, 3, 22). Der griechische Roman nennt ihn nicht, wohl aber das Itinerarium Alexandri (c. CIV. Curtius, ed. Lemaire, Parisii 1822, III, 55). Nach Nöldeke ist er zuletzt kein anderer als Dandamis, der oberste der Gymnosophisten, und der Weise, den er an Alexander schickt, ist der Kalanus der Geschichte (Beiträge zur Geschichte des Alexanderromans, Wien 1890, 47, aus den Denkschriften der Wiener Akademie, Philos. hist. Cl. XXXVIII).

3) Geschichte des Artachširi Pâpakan, aus dem Pehlewi übers. von Nöldeke, s. Bezzenbergers Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen, Göttingen 1880, IV, 64.

4) Nöldeke, a. a. O. 38, Anm. 3.

5) Prairies d'or, c. 26. II, 260 ff.

6) *Kand* statt *Kaid*, durch Veränderung der Punkte: *کند* statt *کاید*. So lautet der Name eines Volkes am unteren Indus in Mogmel ut-tewârik bald *Meid*, bald *Mend* (Reinaud, Mémoire 43).

um bei ihrem Anblick nicht von Sinnen zu kommen. Alexander, gleichfalls von ihrer Schönheit getroffen, giebt sie der Aufseherin seiner Sklavinnen in Obhut. Im Verlauf ist aber nicht weiter von ihr die Rede.

Die Erzählung findet sich auch bei Ibn Badrun (um 1160), entweder unmittelbar dem Masudi oder wahrscheinlicher einer gemeinsamen Quelle entlehnt.<sup>1)</sup>

Am ausführlichsten behandelt Firdusi die Episode und zwar vor dem Kampf mit Porus.<sup>2)</sup> Bei ihm vermählt sich Alexander mit dieser Tochter des Kaid, die schön ist wie das Paradies, und bestimmt später im letzten Brief an seine Mutter, dass sie mit allen Kleinoden, die sie mitgebracht, ihrem Vater zurückgesandt werde.<sup>3)</sup> Nach Firdusi erzählen von Kaid's Tochter Mog'mel ut-tewârik (1126)<sup>4)</sup> und Mirkhond (Ausgang des 15. Jahrhunderts).<sup>5)</sup> In dem persischen Prosaroman bei Cardonne heisst die Jungfrau, die Alexander in sein Serail aufnimmt, Schüscheda Banu.<sup>6)</sup> Nach den malayischen Annalen dringt Alexander im Verlangen, die Geburtsstätte der Sonne zu sehen, bis an die äussersten Grenzen von Indien vor und vermählt sich dort mit Schakenul-Berich, der Tochter Kaid's des Inders (*Kida Hindi*).<sup>7)</sup>

Es klingt wie eine Parodie dieser Alexandersage, wenn vom Khalifen Maamun erzählt wird, dass ihm der indische König Dehim, der Herr des goldenen Hauses,<sup>8)</sup> ausser allerlei kostbaren Gefässen aus Gold und Edelstein eine vor der Schwindsucht schützende Schlangenhaut, so gross, dass ein Elefant darin Platz gefunden hätte, die Haut eines Vogels Samandal, welche kein Feuer verzehren konnte,<sup>9)</sup> und ein nicht weniger als sieben Ellen grosses Mädchen geschickt habe.<sup>10)</sup>

1) Maçoudi II, 452.

2) Livre des Rois, par J. Mohl, V, 113 ff.

3) Ebenda V, 251.

4) Nouveau Journal Asiatique, 3. Série, XI, 339. Hier heisst der König Kefend und ist nicht indischer Herkunft (Reinaud, Fragments Arabes et Persans inédits relatifs à l'Inde, Paris 1845, 44 ff.) Nach Reinaud ist sein Reich im Industal zwischen Multan und dem Delta zu suchen (Mémoire 63).

5) History of the Early Kings of Persia, transl. by Shea, London 1832, 405 ff. The Rauzat-us-safa or Garden of Purity, transl. by Rehatsek, Lond. 1892, Part I, Vol. II, 253 ff.

6) Bibliothèque universelle des Romans, Paris, Octobre 1777, I, 16. In dem von Hammer ausgezogenen Iskendernameh ist das Mädchen weggeblieben (Rosenöl, Stuttgart und Tübingen 1813, I, 283 f.). Dagegen erscheint Kaid im türkischen Iskendernameh von Ahmedi (Rieu, Catalogue of the Turkish Manuscripts in the British Museum, London 1888, 163<sup>b</sup>).

7) Carraroli, Leggenda 173.

8) Steinschneider, Pseudepigraph. Lit. 80, Anm. 1.

9) Ueber den als Vogel gedachten Salamander, *semendal* bei den Arabern, s. Bochart, Hierozoicon 822 ff. Von diesem auf einer der Inseln Wâq-Wâq (Japan) lebenden Vogel liest man im Kitâb 'agâib al-Hind, er sei rot, weiss, grün und blau wie der Grünspecht und von der Grösse einer Taube (c. 122, tr. p. Devic 172). Er wird, weil er im Feuer hausen soll, zuweilen mit dem sich verbrennenden Phönix verwechselt (Guyon, Geschichte von Ost-Indien I, 219 ff.). Schon Julius Cäsar Scaliger identificiert ihn mit dem Phönix, der nicht ganz fabelhaft sei, sondern, wie wir bei den Seefahrern lesen, im Innern Indiens vorkomme und von den Einwohnern *semenda* genannt werde (De subtilitate ad Cardanum, Exercitatio 233, Lutetiae 1557, fol. 305<sup>b</sup>). Ebenso ist die

Das ist die Wiederholung einer älteren, nicht ganz so phantastischen Ueberlieferung, wornach der König von Indien an Khosru Anuschirwan indische Aloe und Kampher, einen spannenweiten Rubinbecher voll Perlen, einen Teppich aus einer glänzenden Schlangenhaut, weicher als Seide, und ein strahlenäugiges, sieben Vorderarmslängen grosses Mädchen, dessen Brauen sich berührten und dessen Haarflechten bis zur Erde reichten, als Geschenke geschickt habe.<sup>1)</sup>

Die Beziehung unserer Giftmädchensage zu Kaid würde noch wahrscheinlicher, wenn die Lesart der Münchner Handschrift des arabischen Originals die ursprüngliche wäre, nach welcher nicht eine „Königin“, sondern ein „König“ von Indien das Mädchen an Alexander absandte.<sup>2)</sup> Auch Guylem de Cervera spricht von einem Mann (*L'indienchs*),<sup>3)</sup> ebenso der Dialog von Placidus und Timäus, Joh. Lange und seine Nachfolger Mizaldus, Henisch, Michael Bapst und Hildebrand, ferner Zacutus Lusitanus<sup>4)</sup> und Gaspar de los Reyes.<sup>5)</sup>

Unter der Einwirkung der Nachrichten von den indischen Giftmädchen mochte die Sage von Kaid's unvergleichlich schöner Tochter leicht dahin abgeändert worden sein, aus Indien sei eine durch ihre Reize berückende viśakanyâ in mörderischer Absicht an Alexander geschickt worden. Ob die Sage von Tschandragupta in der persisch-arabischen Literatur bekannt war und als Vorbild diente, wissen wir nicht. Aber

Sonneneidechse, die *σαύρα ἡλιακή* des griechischen Physiologus, im arabischen Physiologus zum Vogel geworden (Land, *Anecdota Syriaca*, Lugduni Batavorum 1875, IV, 167). Auch der byzantinische Dichter Manuel Philes zählt in seinem dem Kaiser Michael Paläologus († 1282) gewidmeten Lehrgedicht von den Eigenschaften der Tiere den Salamander mitten unter den Vögeln auf und spricht ausdrücklich von seiner Flügeldecke: *καὶ περιῶν ἔχει σκέπην* (*De animalium proprietate* c. 17, ed. Lehrs et Dübner p. 11 in den *Poetae Bucolici et Didactici*, Parisii 1862). Doch auch in die abendländische Literatur ist die seltsame Vorstellung eingedrungen: Bei Richard von Fournival († gegen 1260) ist der Salamander ein weisser Vogel, der sich vom Feuer nährt und aus dessen Federn man Tücher webt, die nur im Feuer gereinigt werden können (*Bestiaire d'Amour*, p. p. Hippeau, Paris 1860, 20). Ebenso lebt nach dem altfranzösischen Roman von Bauduin de Sebourc der Salamander im irdischen Paradies als Vogel mit weissem Wollflaum, woraus Gewebe verfertigt werden (*Chant XV*, 328 ff. p. p. Boca, Valenciennes 1841, II, 54). Im *Partonopeus de Blois* heisst es von Meliors Hochzeitmantel, er sei mit Salamanderflaum gefüttert gewesen: *la penne fu de salemandre* (p. p. Crapelet, Paris 1834, v. 10699). Dieser Flaum ist nichts anderes als der faserige Stein Asbest oder Amiant. Er hiess auch in Deutschland Salamanderflaum, *pluma salamandris* oder *salamandrae* bei Albertus Magnus (*De virtutibus lapidum* s. *De secretis mulierum*, Amstelodami 1669, 134. — *De mineralibus*, L. II, tract. 2, c. 1, Coloniae 1569, p. 118. *Opera*, ed. Jammy, Lugduni 1651, II, 227), oder Salamanderfeder, *penna salamandrae* (*De mineral.* L. II, tract. 2, c. 8, Coloniae p. 153. *Opera* II, 233). Ueber dieses Mineral s. Bochart, a. a. O. II, 823. Marco Polo, by Yule I, 215. 217 f.

10) G. Weil, *Geschichte der Chalifen*, Mannheim 1848, II, 253, Anm. 4.

1) Maçoudi c. 24, II, 201 f.

2) Cod. Arab. Monac. 650, fol. 21<sup>b</sup>.

3) S. oben 96 f.

4) *Opera* I, 47<sup>b</sup>.

5) *Elysus campus* 483.

auch ohnedies musste, sobald einmal jene Voraussetzung erfunden war, dem nach orientalischer Ansicht unablässig über seinem königlichen Zögling wachenden allweisen Aristoteles die Rolle des Tschanakja ganz von selber zufallen.

Kennern der klassischen Komödie der Italiener wird bei unserer Besprechung des concubitus venenatus in ergötzliche Erinnerung gekommen sein, mit welchem mutwilligem Humor Machiavelli für die Liebesintrigue seiner *Mandragola* von jenem Aberglauben Gebrauch gemacht hat. Der Held dieses um 1504 entstandenen Stückes, Callimaco, kommt von Paris nach Florenz und verliebt sich dort in die schöne Lucrezia, die Gattin des gelehrten Ignoranten Messer Nicia. Er giebt sich bei diesem für einen Arzt aus und weiss ihm gegen die Unfruchtbarkeit seiner Frau ein unfehlbares Mittel, das bei der Königin von Frankreich und einer Unzahl von anderen Fürstinnen seine Wunderwirkung getan habe, einen Trank aus Mandragoras, kann ihm aber nicht verschweigen, dass der erste Mann, der mit ihr, nachdem sie dieses Mittel eingenommen, zu tun habe, innerhalb acht Tagen sterben werde. Daher rät er ihm, in der Nacht den ersten besten Burschen aufzugreifen, damit sich auf diesen die Ansteckung des Giftes entlade.<sup>1)</sup> Die ehrbare und fromme Frau wird durch die Einfalt ihrer Mutter und die Sophistik ihres Beichtvaters in die Enge getrieben, bis sie einwilligt, und nun weiss es natürlich der Liebhaber zu veranstalten, dass er selbst in der Maske eines armen Lautenspielers zu dem gefährvollen Dienste gepresst wird. — Dass der Mandragoras unfruchtbaren Frauen zum Kindersegen verhelfen solle, ist bekannt genug.<sup>2)</sup> Dass er aber die an die viśakanyâ des indischen Dramas erinnernde Wirkung habe, wird sonst nirgends erwähnt. Das ist die Erfindung Machiavellis, der mit dem Glauben an die Möglichkeit solcher Vergiftungen sein geniales Spiel treibt.

Nach Machiavellis Komödie hat Lafontaine seine poetische Erzählung *La Mandragore* gedichtet.<sup>3)</sup>

In neuerer Zeit hat Nathaniel Hawthorne († 18. Mai 1864), angeregt durch unsere Alexandersage, auf die er sich auch beruft, die Vorstellung vom Giftmädchen zum Gegenstand einer Novelle gewählt, *Rappacini's Daughter* betitelt. Die Heldin seiner glücklich erfundenen und meisterhaft erzählten, wenn auch nicht ganz von Widersprüchen freigehaltenen Geschichte ist die Tochter eines grossen Arztes in Padua, der mit ihr das wissenschaftliche Experiment macht, sie von Kindheit auf die Düfte seines mit Giftpflanzen erfüllten Gartens einatmen zu lassen, wodurch sie nicht nur unempfindlich gegen Gift, sondern selbst giftig wird, so dass z. B. nicht giftige Blumen, die sie mit der Hand berührt, sofort verwelken und Schmetterlinge, die sich in den Bereich ihres Atems wagen, tot zur Erde fallen. Ein Kollege ihres Vaters bereitet

1) Atto II, scena 6 (Opere minori di Niccolò Machiavelli, rivedute con note di Polidori, Firenze 1852, 266 ff.).

2) S. Anhang II.

3) Oeuvres complètes de La Fontaine, nouvelle édition p. Louis Moland, Paris 1875, IV, 11 ff.

ihrem Geliebten ein Medicament, das sie in den normalen menschlichen Zustand zurückbringen soll: da aber das Gift ihr Leben ist, so wird das Gegengift ihr Tod.<sup>1)</sup>

Die Erzählung des amerikanischen Dichters bietet, was das Wechselspiel von Gift und Gegengift anbelangt, ein interessantes Seitenstück zu einer orientalischen im türkischen Suleimannameh, welche an das mithridatische Princip der prophylaktischen Gegengifte anknüpft. Hier lässt sich ein tatarischer Prinz, der Neffe des Afrasiab, ohne Schaden von Schlangen, Drachen und Skorpionen beißen; denn in ihm glüht das stärkste Gegengift der Welt, das ungestillte Sehnen der Liebe. Als er den weisen Lokman bittet, er möge ihn mit der fernen Geliebten vereinigen, warnt ihn dieser: wenn er das heisse Verlangen befriedige und damit das Feuer des Gegengiftes auslösche, so werde das von den Schlangenbissen in ihm zurückgebliebene Gift in Wirkung treten und ihn töten. Er aber besteht auf seiner Bitte: die Geliebte wird auf Salomos Befehl von Dschinnen durch die Luft in sein Schlafgemach getragen, und er, wie ihm der Weise vorausgesagt, stirbt in ihren Umarmungen.<sup>2)</sup>

Wenn dieser durch das stärkste Gegengift der Welt, durch die Qual der Liebe, gegen alles Gift gefeite Prinz nur dem geistreichen Einfall eines Dichters sein Dasein verdankt, so wollte der indische Volksglaube in der Tat von Männern wissen, welche, ganz dem Giftmädchen entsprechend, in Folge fortgesetzter Einnahme von Giften gegen Gifte geschützt waren und ihrerseits die dämonische Macht hatten, Frauen durch ihre Liebkosungen zu töten.<sup>3)</sup> Als ein solcher galt jener Sultan Mahmud Bigarrah, der von 1459—1511 das Reich von Gudscherat beherrschte. Ueber ihn erhielt sein Zeitgenosse Varthema folgenden märchenhaften Bericht: Er ist Muhammedaner und hält beständig 20000 Mann zu Pferd, und morgens, wenn er aufsteht, kommen vor seinen Palast 50 Elefanten, deren jeder von einem Mann geritten wird, und diese Elefanten verneigen sich vor dem Sultan und haben sonst nichts zu tun.<sup>4)</sup> Dasselbe wiederholt

1) Die Novelle erschien zuerst im Anfang der vierziger Jahre in *The Democratic Review* und wurde später 1846 vom Verfasser angeblich als eine Uebersetzung aus dem Französischen des M. de l'Aubépine (= Hawthorne) in seine *Mosses from an old manse* aufgenommen (In Paterson's Shilling Library, New England Novels, Edinburgh 1883, 93 ff.). Die Erwähnung unserer Alexander-sage s. ebenda 119. Eine französische Uebersetzung unter dem Titel *La fille du chimiste* erschien im *Moniteur* vom 14. Sept. 1857.

2) (Hammer) Rosenöl I, 241 ff.

3) Einer verwandten Vorstellung begegnen wir bei den Alten: Männer, die von Schlangen oder Skorpionen gebissen waren, sollten durch den Beischlaf geheilt, die Frauen aber dadurch angesteckt werden. Plinius XXVIII, 10, 44 (Sillig IV, 267). Aehnliches erzählt Volaterranus im Anfang des 16. Jahrhunderts von einem Manne, dem, während er im Felde schlief, eine Schlange in den offenen Mund gekrochen sei; er habe sich zwar sofort durch Knoblauch geheilt, das Gift und den Tod aber habe er in der ehelichen Beiwohnung auf seine Frau übertragen (Raphael Volaterranus, *Commentariorum vrbanoorum octo et triginta libri*, Basileae 1530, Bl. 516<sup>a</sup>). Selbst Abführmittel sollen in dieser Weise von Männern auf Frauen übergegangen sein (Beispiele siehe Schurig, *Spermatologia historico-medica*, Francof. 1720, c. I, § 33, p. 39).

4) Das ist ein gewöhnlicher indischer Brauch. Schon Aristoteles erwähnt ihn (*Historia animalium* IX, 33) und nach ihm Plinius (VIII, 1, 3. Sillig II, 70) und Aelian (*De natura ani-*

sich, wenn er aufgestanden ist. Und wenn er speist, ertönen 50 oder 60 Arten von Instrumenten: Trompeten, verschiedene Trommeln, Flöten und Pfeifen mit vielen andern Arten, die ich der Kürze halber übergehe, und wieder verneigen sich die besagten Elefanten, wenn der Sultan speist. — Die Schnurrbärte unter seiner Nase sind so lang, dass er sie auf dem Kopfe in einen Knoten verschlingt, wie eine Frau mit ihren Zöpfen zu tun pflegt,<sup>1)</sup> und sein weisser Bart reicht bis zum Gürtel. Und täglich isst er Gift; doch glaubet nicht, dass er sich damit den Leib anfüllt, sondern er isst davon nur eine bestimmte Menge. Wenn er dann einen grossen Herrn umbringen will, lässt er ihn ganz nackt ausgezogen vor sich führen und isst gewisse Früchte, welche *chofole* heissen und wie eine Muskatnuss aussehen; dann isst er noch gewisse Blätter von Kräutern, die Pomeranzenblättern gleichen, von einigen *tamboli* genannt, und dann isst er noch einen gewissen Kalk von Austernschalen mit obigen Dingen zusammen, und wenn das gut verkaut ist und er den Mund voll hat, so pustet er es von rückwärts auf die Person, die er umbringen will, worauf diese im Verlauf einer halben Stunde tot zu Boden fällt. Dieser Sultan hält noch drei oder vier tausend Frauen, und jede Nacht, wenn er bei einer schläft, findet man sie morgens tot, und wenn er das Hemd ablegt, wird es von niemand mehr angerührt, und ebenso seine Kleider, und jeden Tag will er neue Kleider.<sup>2)</sup> Mein Gefährte erkundigte sich, wie es komme, dass der Sultan in solcher Weise Gift esse, und gewisse Kaufleute, welche älter als der Sultan waren, erwiderten, dass ihn sein Vater von klein auf mit Gift habe nähren lassen.<sup>3)</sup>

malium XIII, 22. Hercher 231, 3). Ibn Batutah sah dasselbe am Hofe des Sultans von Delhi (Voyages III, 223. Vergl. Dapper, Reich des Grossen Mogols 222). Balbi erzählt es von den weissen Elefanten des Königs von Pegu (Viaggio 109<sup>a</sup>). Sir Thomas Roe beschreibt dasselbe Schauspiel am Geburtstag des Königs von Surat im Jahre 1616 (Travels in India 47). Der Berner Maler Herport berichtet es von den Elefanten des Königs von Ceylon (Ost-Indische Reise-Beschreibung 177).

1) Davon hatte er seinen Beinamen *Bigarrah*, *Bigreh*: Was seinen Beinamen betrifft, so sagt das Volk von Gudscherat, dass sein Schnurrbart so lang und so gewunden war wie das Horn einer Kuh, und da eine solche Kuh (mit gewundenen Hörnern) *Bigarrah* heisst, gaben sie ihm diesen Namen. Ali Mohammed Khan, The political and statistical history of Gujarat, transl. from the Persian by James Bird, London 1835, 202 f.

2) Wahrscheinlich hatte der Sultan die Gewohnheit, die auch von andern indischen Fürsten, z. B. dem Grossmogul in Agra, bezeugt ist, alle Tage neue Kleider anzulegen und die abgelegten zu verschenken (s. Baldaeus, Ost-Indische Küsten 25, a. Dapper, Reich des grossen Mogols 150). Nach Dapper führte Hamr, ein König von Yemen, den Beinamen Mazikia, der Zerreisende (nach Hommel richtiger *máziki*), „weil er alle Tage neue Kleider anlegte und diejenigen, die er einmahl getragen hatte, in Stücken zerrisse, damit sie von andern, die er deren unwürdig achtete, nicht möchten gebraucht noch getragen werden“ (Beschreibung von Asia, in sich haltend die Landschaften Mesopotamien, Babylonien etc., übers. von Beern, Nürnberg 1681, 380).

3) Varthema, Itinerario 101 ff. Die Ritterlich vnd lobwürdig reiss, H II. Michael Herr, Die New Welt, Bl. 70. Französ. Uebers. von Balarin de Raconis 122 ff. Englische von Jones 109. Gubernatis, Memoria 83 ff. Aus Varthema schöpfte Sebastian Frank: *Der Soldan hat ein knebel-*

Nach Varthemas Darstellung möchte es scheinen, als ob das tödliche Gift, das der Sultan auf seine Opfer ausspuckt, von den Dingen komme, die er im Munde zerkaugt. Diese sind jedoch ganz harmloser Natur, was schon der Arzt und Botaniker Charles de l'Ecluse (Clusius) im 16. Jahrhundert gegen Varthema eingewendet hat.<sup>1)</sup> Es sind die bekannten drei Hauptingredienzen beim Betelkauen, worüber Varthema selbst an einer späteren Stelle berichtet.<sup>2)</sup> Die Blätter, die er *tamboli* nennt, sind Betelblätter (malabarisch *wett-ila* = das blosse Blatt),<sup>3)</sup> im Persischen und Arabischen *tambul* geheissen (sanskrit *támbula*).<sup>4)</sup> Um ihre Bitterkeit zu mildern, wird die — Zähne und Lippen rotfärbende — Frucht der Arekapalme beigemischt, deren Name *chofola* oder *coffolo* aus dem arabischen *fäfel*, *faufel* entstellt ist.<sup>5)</sup> Den Kalk von verbrannten Muschelschalen, womit die Betelblätter bestrichen werden, nennt Varthema *cionama*; das ist das hindustanische *tšunam* Kalk (arabisch *nárah*).<sup>6)</sup> Sonst werden von reichen Leuten noch Cardamom, Muskatnuss, Gewürznelken, Kampher, Catetschu und Rosenwasser hinzugetan. Das Betelkauen, dem noch heute in Indien, vor allem in Bengalen, leidenschaftlich geföhnt wird,<sup>7)</sup> und das man besonders als Aphrodisiacum schätzt, ist dort seit lange schon im Gebrauch und war, wie Masudi bezeugt,<sup>8)</sup> bereits im 8. Jahrhundert n. Chr. westwärts bis Arabien vorgedrungen.<sup>9)</sup> Der erste

*bart vnder der nass so lang, das er yhn auff dem haupt zusammen bindet, vnd ein weissen bart biss auff den gürtel, vnd das ist ein wolstand. Er helt bey IIII tausend frauwen vnd schlafft all nacht bey einer, des morgens findt man sy todt ligen, vnd all morgen wirt dasselb hembd nimmer mer von keiner person angelegt, dessgleichen all andere kleyder. Alle morgen legt er ein neuw kleyd an. All morgen isset er gift, daruon stirbt, wen er anhauchet. Also wann er yemandt tödten will, dem speyet er gift, das yhm allein vnschad ist, vnder die augen, so stirbt er alsbald* (Weltbuch CXCVI). Auch bei Joannes Schenck, *Observationes Medicae*, II, 727. Michael Bapst, *Artzney Kunst vnd Wunder Buch*, I, 20.

1) In den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Garcias de Orta, L. I, c. 25 (*Aromatum Historia*, Antverpiae 1567, 122 f.).

2) *Itinerario* 136. Hier bezeichnet er diese drei Dinge als das Lieblingskonfekt der Einwohner von Calicut.

3) Grundert in der *Zeitschr. d. d. m. Ges.* XVI, 512, N. 2.

4) Dutt, *Materia medica of the Hindus*, 244.

5) Sanskrit *gucāka*, bengalisch und hindustanisch *supāri*. Dutt a. a. O. 249.

6) Auch die Peruaner mischen der Coca, die sie kauen, Kalk von Austernschalen bei, *tocera* genannt. Frau von Genlis, die Botanik der Geschichte und Literatur, übersetzt und vermehrt von Stang, Bamberg und Würzburg 1813, I, 356.

7) Tennent, *Ceylon*, London 1859, I, 112 ff. Garbe, *Indische Reiseskizzen*, Berlin 1889, 134. Schon im „Irdenen Wägelchen“ wird im sechsten Hof der Vasantasena den Hetären und ihren Liebhabern Betel gereicht (*Mrkkhakaṭika*, übers. von Böhlingk, Petersburg 1877, 72).

8) *Prairies d'or* II, 84 f. Vergl. Reinaud, *Relation des Voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1845, II, 36; *Mémoire* 230.

9) S. den ältesten neupersischen Prosaisten, den Arzt Muwaffak (Seligmanns Uebersetzung des *Liber fundamentorum pharmacologiae*, II, 61) und den Mauren Ibn Beithar (*Notices et Extraits XXIII*, 1, 300 f.). Ibn Batutah erwähnt es sehr häufig (*Voyages* I, 366. II, 205 f. III, 124. 242. 277. 378. 384. IV, 138. 209. 308). Vergl. Schehabeddin um 1350 (*Notices et Extraits XIII*, 208).

Europäer, der davon Kunde brachte, war Marco Polo (1298).<sup>1)</sup> Er bemerkt, dass in Kail an der Koromandelküste das Bespucken mit Betelsaft die schwerste Beleidigung war, die nur durch einen Zweikampf auf Leben und Tod gesühnt werden konnte.<sup>2)</sup> Dass diese Beschimpfung den Opfern des Sultans Mahmud auch noch den Tod brachte, das sollte davon kommen, dass der Betelsaft in seinem Munde zum verzehrenden Gift wurde. So ist der fabelhafte Bericht, den Varthema wiedergiebt, zu verstehen.

Die Geschichtschreiber des muhammedanischen Indiens schweigen hierüber. Sie wissen nur, dass Mahmud ein starker Esser, besonders ein Liebhaber von Reis war.<sup>3)</sup> Nach der persisch geschriebenen Geschichte von Gudscherat, Mirat Sikandari betitelt (vom Jahre 1611), war er der gerechteste und wohlthätigste von allen Königen des Landes.<sup>4)</sup> Dass aber die Sage von seiner Giftnatur im Volke wirklich gelebt hat, bestätigt die bereits mehrfach erwähnte portugiesische Reisebeschreibung, die von Duarte Barbosa oder von seinem berühmten Vetter Magellan (beide starben im Jahre 1521) verfasst wurde. Durch sie erhalten wir aus dem Munde der Eingeborenen kurz nach dem Tode Mahmuds folgenden näheren Aufschluss: Da es unter den muhammedanischen Fürsten üblich war, einander durch Gift aus dem Wege zu räumen,<sup>5)</sup> so

1) *tambul* s. III, 21, transl. by Yule II, 358. 362 f. Nach ihm erwähnt das Betelkauen zuerst wieder Varthema, dann Barbosa-Magellan (Collecção II, 286. Transl. by Stanley 73) und in der Mitte des 16. Jahrhunderts der sachkundige Leibarzt des Vicekönigs von Indien, Garcia de Orta, in seiner von Clusius aus dem Portugiesischen ins Lateinische übersetzten *Aromatum Historia*, L. I, c. 18. 25 (Antverpiae 1579, 72, 98), ferner Balbi (Viaggio 126<sup>a</sup>, 127<sup>a</sup>), Linschoten (c. 31. 60), Morga (Transl. by Stanley 280), Johann Hermann von Bree (im Achten Theil von Brys Orientalischen Indien, Frankfurt 1606, 57), Pyrard (Voyage II, 2, 362 f.), Mandelslo (Morgenländische Reise-Beschreibung 83 f.), Fryer (Roe and Fryer, Travels in India in the seventeenth century, London 1873, 196), Saar (Ost-Indianische Kriegs-Dienste, Nürnberg 1672, 88. 89), Walther Schultze (Ost-Indische Reise-Beschreibung, Amsterdam 1676, 106<sup>b</sup> f.), Dapper (Beschreibung des Reichs des grossen Mogols, p. 6 ff.), La Brosse, der mit Begeisterung davon spricht und Europa beklagt, dass es dieses Schatzes entbehre (Pharmacopoea Persica, Lutetiae 1681, 368 f.), Thevenot (Voyages, Paris 1684, 305), Tachard (Voyage de Siam des Pères Jesuites, Amsterdam 1687, L. VI, p. 180), Kämpfer (Amenitates exoticae, Lemgoviae 1712, 647 ff.), Frau von Genlis (Die Botanik der Geschichte und Literatur, übers. von Stang, I, 350 ff.). Man glaubte die Betelblätter in dem bei den alten Schriftstellern seit der augusteischen Zeit, zuerst bei Horaz (Od. II, 7, 8), auftretenden *mala-bathrum*, *μαλάβαθρον*, wiederzuerkennen (auch *φύλλα Ἰνδικά*, *φύλλα* schlechthin genannt), das nach Dioskorides unter die Zunge gelegt wurde, um dem Munde einen angenehmen Geruch zu verleihen (De mat. med. I, 11. ed. Sprengel I, 21 ff.). Dies ist aber ein Irrtum, wie schon Ibn Beithar († 1248) erkannt hat. Die Betelblätter eignen sich überhaupt nicht zum Export, da sie, sobald sie trocken werden, in Staub zerfallen (Notices et Extraits XXXV, 1, 301).

2) III, 21, nach Ramusios Text, s. Yule II, 358.

3) S. die Anm. Schefers zu seiner Ausgabe der alten französischen Uebersetzung des Varthema 124.

4) Ali Mohammed Khan, tr. by Bird 203. Die Geschichte Mahmuds s. ebenda 202 ff. (vom Jahre 1762).

5) Schon Edrisi (gegen Ende des 11. Jahrh.) bemerkt, dass die chinesischen und indischen Fürsten, wenn sie jemand beseitigen wollten, sich hiezu stets des Giftes bedienten (Géographie, trad. par Jaubert, Paris 1840, I, 187); auch stünden die chinesischen und indischen Aerzte im

suchte Mahmuds Vater seinen Sohn durch methodisch gesteigerte Giftnahrung von Kind auf gegen solche Anschläge zu sichern. Davon wurde dieser selbst so giftig, dass eine Fliege, die seiner Haut nur nahe kam, sofort starb und aufschwoll. Auch viele Frauen, bei denen er schlief, hatten den Tod davon. Er besass aber einen Ring, der diejenige, welche ihn in den Mund nahm, gegen das Gift seines Leibes schützte. Er konnte von der Giftnahrung nicht lassen; sonst wäre er gleich gestorben, wie es den Opiumessern bei den Muhammedanern und Indern ergeht.<sup>1)</sup>

Dieser beiläufige Hinweis auf die Opiumesser trifft unbewusst den Kern der Sache. Denn nach einer mit Barbosa-Magellan gleichzeitigen Quelle geht alles, was über Sultan Mahmud gefabelt wurde, schliesslich darauf hinaus, dass er selbst wie alle andern Könige von Cambaya ein starker Opiumesser war. Der Verfasser der portugiesischen Schrift, welche Ramusio unter dem Titel *Sommario di tutti li regni* übersetzt hat, sagt dies ausdrücklich, indem er das, was die anderen Reisenden von Mahmud zu berichten wussten, von dessen Sohne erzählt. Das ist Khalil Khan, der bei seiner Thronbesteigung den Herrschernamen Muzaffir II annahm, bekannt als „der milde Muzaffir“ (1511—26),<sup>2)</sup> nach Ali Mohammed Khan ein ausgezeichnete Regent, fromm und gelehrt, gütig und verständig, freigebig und tapfer, in seiner Zeit ohne seines Gleichen.<sup>3)</sup> Nicht so günstig gestaltet sich sein Bild, wie es der ungenannte Portugiese entwirft. Von diesem König, sagt er, wird versichert, dass er wie alle andern Könige Cambayas von klein auf mit Opiumsaft (*succo di amfiam*), den man aus gewissen, die Sinnlichkeit stark erregenden Giften bereitet, aufgenährt wurde, so dass sein Speichel giftig ist, und ebenso wurden seine Weiber aufgenährt. Was sonst seinem Speichel nachgesagt wird (es sind offenbar die Fabeln von den durch Anspucken getöteten Grossen gemeint), glaube ich nicht. Der König kennt kein anderes Vergnügen als Essen und Umgang mit Frauen. Im Uebrigen ist er ein verständiger Mann; aber den grössten Teil seiner Zeit befindet er sich in einem Zustand der Opiumbetäubung, der ihn in Zurückgezogenheit bei den Weibern hält.<sup>4)</sup>

Rufe, die stärksten Gifte bereiten zu können, wie das schrecklichste von allen, das aus der Galle eines gewissen Tieres gezogene Gift *sanjah* (aus dem „Buch der Wunder“, ebenda II, 224). Dass die Inder behaupteten, sogar Abwesende durch Zauberkünste vergiften zu können, bezeugt Ibn Khordadhbeh, der Oberpostmeister des Khalifen Mutamid in Medien, um 860 (*Kitâb al-masâlik wa'l-mamâlik. Liber viarum et regnorum, cum versione Gallica edidit de Goeje, Lugduni-Batavorum 1889, 53*).

1) *Collecção II, 272. Ramusio, Navigazioni I, 296, C. Transl. by Stanley 57.* Die Stelle vom Ring fehlt in den Uebersetzungen. — Den Bericht kannte auch Julius Cäsar Scaliger: *Ab eius provinciae (Cambayae) Rege filium ueneno educatum scripsere. Quod qualeue uenenum fuerit, non explicauerunt. Illum adultum adeo factum uenenosum, ut muscae, quae solo suctu cutim modo perstringerent, turgidae interirent* (*De subtilitate, Exerc. 175, fol. 226<sup>a</sup>*). Gaspar de los Reyes verhält sich gegen diese Erzählung ebenso skeptisch wie gegen die vom Giftmädchen (*Elysium campus 489*).

2) *Madaforza* im *Sommario*, s. Ramusio I, 327, D.

3) *Hist. of Gujarat, transl. by Bird, 219 ff. 229.*

4) Aehnliches bemerkt der holländische Missionär Baldäus von dem Samorin von Calicut:

Mit den letzteren Berichten haben wir uns Schritt für Schritt aus der Märchenwelt heraus der Wirklichkeit genähert. Nach Varthema sind alle Frauen, die mit dem giftigen Leib des Königs von Cambaya in Berührung kommen, dem Tode verfallen und erinnern so an die Frauen des Königs Scheherban in Tausend und eine Nacht; nach Barbosa-Magellan wird wenigstens ein Teil derselben am Leben erhalten; beim Verfasser des Sommario ist vom Sterben der Frauen überhaupt nicht die Rede. Aber alle drei Fassungen gehen doch auf einen Grundgedanken, auf den Glauben an die wunderbare Wirkung der Giftnahrung zurück; denn auch im Sommario ist des Königs Speichel giftig, und seine Frauen, das ist stillschweigend ausgesprochen, bleiben nur deshalb ungefährdet, weil sie selber wie er mit Gift aufgenährt worden sind.

Somit sehen wir, dass die Giftmädchen in der fabelhaften Naturkunde der Inder nicht vereinzelt standen, sondern dass sich jener Wunderglaube ganz allgemein auf beide Geschlechter bezog, und dass er von der Zeit an, in welcher das aus dem Westen einwandernde Opium unter den indischen Grossen Liebhaber gewann, an diese sich um so leichter heftete, als man sie ja wirklich fortgesetzt Gift essen sah.<sup>1)</sup>

*Dieser, welcher bey unser Zeit im Leben, und den ich im Jahr 1662 gesehen, war ohngefähr bey 50 Jahren, begunte schon kindisch zu werden von wegen seines unmässigen essens in dem Amfoen oder Opium, worauf die gantze Malabarische Nation sehr vergieret und vernarret ist (Ost-Indische Kusten 102<sup>a</sup>).*

1) Dass der Saft des schwarzen Mohns zu den Indern von den Moslim und zu diesen aus der griechisch-byzantinischen Welt kam, zeigt schon sein Name: sanskrit *aphena*, *ahiphena* (nur bei Lexikographen belegt); dies ist das arabische *afyân* und dies das griechische *ὄπιον* Mohnsaft, eigentlich Säftchen (Wise, Commentary 408. Dutt, Materia Medica 111). Nach Ibn Beithar († 1248) und Bakui (um 1400) kam das echte Opium aus Aegypten (Notices et Extr. XXIII, 1, 106, II, 424), zu Linschotens Zeit (um 1585) aus Kairo und Aden (Histoire de la Navigation de Jean Hugues de Linscot, Amsterdam 1638, 128 f.). Die Einführung in Indien geschah nicht vor dem 13. Jahrhundert (Dutt a. a. O. XII. Garbe, Die indischen Mineralien, ihre Namen und die ihnen zugeschriebenen Kräfte, Leipzig 1882, VI). Bald darnach, noch unter der Mongolendynastie (1279—1367), kam es auch nach China: *o-fu-yung*, *o-p'ien*, *ya-p'ien* (Fred. Porter Smith, Contributions towards the Materia medica and Natural history of China, Shanghai & London 1871, 162 ff.). Schon Dioskorides (um die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr.) handelt eingehend vom Opium, *ὄπιός*, das er als den Absud der Mohnkapseln von dem schon bei früheren Schriftstellern genannten *μηκώρειον*, dem Absud aus der ganzen Mohnpflanze, unterscheidet (Flückiger and Hanbury, Pharmacographia, 40). Er kennt es aber nur als Gift (De venenis, Prooemium, ed. Sprengel II, 12. 14. — c. 17. Sprengel II, 28 f.) und als Arzneimittel (Materia medica L. IV, c. 65. Sprengel I, 555 ff.), noch nicht als Genussmittel. Zu seiner Zeit war das Opiumland Kleinasien.

## Anhang I (zu S. 117).

In dem Königreich des südlichen Dekhan Vidschayanagara, das von den italienischen und portugiesischen Reisenden durch Verwechslung mit dem Titel seines Herrschers Narsinga genannt wird, wurden zu Anfang des 16. Jahrhunderts die zehnjährigen Mädchen dem Lingam dargebracht, wie uns das Reisebuch berichtet, das von Battista Ramusio dem portugiesischen Seefahrer Duarte Barbosa († 1521), von der spanischen Handschrift des Don Pascual de Gayangos dagegen Barbosas Vetter, dem berühmten Fernando Magellan († 1521), zugeschrieben wird (Collecção de Noticias para a historia e geografia das nações ultramarinas que vivem nos dominios portuguezes, publicada della Academia Real das Sciencias, Lisboa 1813, II, 304 f.; etwas abweichend in der Uebersetzung des Ramusio, Navigazioni, I, 302, F; Barbosa, transl. by Stanley, London 1866, 96. De Gaya, Cérémonies nuptiales de toutes les nations, La Haye 1681, 87. Liebrecht, Zur Volkskunde 511). Bekannter ist der Hochzeitbrauch der Heiden in Goa im 16. Jahrhundert, welche das Magdtum der Braut unter grosser Festlichkeit dem Elfenbeinphallus ihres Abgotts hinzugeben pflegten, zuerst geschildert von dem Niederländer Jan Huygen van Linschoten, der von 1583—88 in Goa lebte, in seiner vielgelesenen Reisebeschreibung (Itinerario, Voyage ofte Schipvaert naer Oost ofte Portugaels Indien, Amstelredam 1594, L. I, c. 33; deutsch im Andern Theil der Orientalischen Indien von Bry und Merian, Frankfurt 1598, 102 f.; englische Uebersetzung h. v. Burnell und Tiele, London 1885, I, 224; lat. Uebers., Hagae-Comitis 1599, 43<sup>a</sup>; französ. Uebers., Amsterdam 1638, 67), nach ihm wiederholt von Johann Albrecht von Mandelslo (Morgenländische Reyse-Beschreibung, Schlesswig 1658, 136), Erasmus Francisci (Neu polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völcker, Nürnberg 1670, 936), Döpler (Theatrum poenarum, Sondershausen 1693, I, 1059), Conrad Philipp Hoffmann (Von dem Hochzeit-Tage und der Brautnacht, Regiomonti et Lipsiae 1720, 59 f.), im Recueil des Voyages, qui ont servi à l'établissement et aux progresz de la Compagnie des Indes Orientales, Rouen 1725, III, 294 u. a. Dasselbe berichtet, wenn auch in Einzelheiten abweichend, ein Zeitgenosse Linschotens, der venezianische Juwelier Gasparo Balbi, der von 1579—88 Ostasien bereiste (s. Gubernatis, Memoria, 27. 71 f.). Nach ihm stand das nackte steinerne Götzenbild 18 Meilen von Goa entfernt; die Töchter der Canarinen (so hiess die Masse des Volks im nördlichen Malabar, s. Pyrard of Laval, Voyage, transl. by Gray and Bell, London 1887, I, 375, N. 2) brachten sich selbst bei ihrer Hochzeit mit seinem *membro di sasso* in Berührung; gegen die aus Furcht vor Schmerz widerstrebenden wurde von ihren Verwandten Gewalt angewendet (Balbi, Viaggio dell' Indie Orientali, Venetia 1590, Bl. 68<sup>a</sup>; deutsch im Siebendten Theil der Orientalischen Indien von Bry und Merian, Frankfurt 1605, 50. Darnach im Recueil des Voyages V, 11. Esprit des Usages von Dèmeunier, Londres 1785, II, 296). Der Conservator des Raritätenkabinetts König Ludwigs XIII, Jean Mocquet, bemerkt in seiner Reisebeschreibung: *Quand à ces Pagodes (à Goa), ils en ont de plusieurs sortes, il y en a pour la guerre, pour la paix et pour l'amour, où les filles venans à estre mariées se font faire despucceler, et leur Idole a vne nature comme celle d'un homme* (Voyages, Rouen 1665, 291). Walther Schultze, der die Kämpfe der Holländer gegen die Portugiesen in jenen Gegenden 1662 mitmachte, berichtet von dem Abgott der heidnischen Canarinen: *Durch diesen Pryapum wird den Jungfern mit Hülfe*

der gegenwertigen Freunden und Verwandten auf eine schmerzliche weise und mit Gewalt ihre Jungferschaft genommen, worüber sich alsdan der Bräutigam erfreuet, dass der schändliche und verfluchte Abgott ihm diese Ehre bewiesen, in der Hoffnung, er werde nun hinfort einen bessern Ehe-segen erhalten (Ost-Indische Reyse, Amsterdam 1676, 161<sup>a</sup>). Auch der Holländer Philipp Baldäus, der um 1665 in Ceylon als Missionär wirkte, hat öfter von diesem Brauch der Canarinen erzählen hören (Ost-Indische Küsten, Amsterdam 1672, 436 f.). Abbé Guyon sagt von ihnen: *Ihr Gottesdienst ist der allerschändlichste von der ganzen Welt. Ihre Joghis oder Priester haben in dem Gebrauch des schändlichen Phallus die Griechen bey weitem übertroffen; sie beten auf das feyerlichste den Priapus an, und ihre Töchter müssen ihm mit solchen Unanständigkeiten ihre Jungferschaft aufopfern, dass man sich solche zu beschreiben schämet* (Gesch. von Ost-Indien, aus dem Französischen, Frankfurt und Leipzig 1749, II, 80 f. Vergl. Recueil des Voyages VI, 436). Auch an der Koromandelküste in der Umgegend von Pondicherry soll derselbe Brauch mit einem ithyphallischen hölzernen Götzen geübt worden sein (Esprit des Usages II, 296. Dêmeunier und nach ihm Dulaure, Des Divinités génératrices, Paris 1805, 89, berufen sich dabei auf Duquesnes, Voyage, T. II. Die Stelle fehlt jedoch in der deutschen Uebersetzung, Hamburg 1696, die mir allein zur Verfügung steht). Dr. John Fryer war um 1676 Augenzeuge ähnlicher Vorgänge im Dekhan: *They not only make oblations to him (the Devil), but give up their Souls and Bodies to his Devotion: As might about this time have been beheld at an Idol Worship of Priapus, where the Women prostitute themselves to him* (Roe and Fryer, Travels in India, Lond. 1873, 423). Den Brauch als einen indischen erwähnen noch Abraham Roger (Offne Thür zu dem verborgenen Heydenthum, Nürnberg. 1663, 99), Coutumes et Cérémonies religieuses des Peuples Idolatres (Amsterdam 1728, II, 1, 21), Conr. Phil. Hoffmann (a. a. O. 59 f.), Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782, I, 68). Auf einen ähnlichen Vorgang deutet eine Stelle im Hesekiel (16, 17. Vergl. Dulaure, Divinités 60) und die rabbinische Erklärung des Namens Baal Peor (Joannis Seldeni De Dis Syris Syntagma II, Lipsiae 1668, A. Beyerii Additamenta 235. Dulaure, Divinités 56 f. Rosenbaum, Geschichte der Lustseuche im Altertum, Halle 1888, 77), sowie die Symbolik des römischen Hochzeitbrauches, dass die Braut sich auf ein fascinum rittlings niederlassen musste (Augustinus, De civitate Dei VI, 9, 3. VII, 24. Arnobius IV, 7. F. A. von Besnard, Des Afrikaners Arnobius sieben Bücher wider die Heiden, Landshut 1842, 120. 473 f. 486. Roszbach, Untersuchungen über die römische Ehe, Stuttgart 1853, 369 ff. Preller, Römische Myth. 586, Anm. 3. Wilh. Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien, Berlin 1884, 279). Schon Lactantius erklärte den Brauch in unserem Sinne: *Et Tutinus, in cujus sinu pudendo nubentes praesident, ut illarum pudicitiam prior deus delibasse videatur* (Divinarum Institutionum Liber I. De falsa religione Deorum, c. 20. Migne, Patres Lat. VI, 227). Vergl. Alexander ab Alexandro, Geniales Dies, L. I, c. 24, Lugduni Batavorum 1673, I, 188, Anm. von Nic. Mercier N. 4. Dulaure, Divinités 138 ff. Klausen, Aeneas und die Penaten, Hamb. und Gotha 1840, II, 756. Die Jungfrau Ocrisia empfing so von dem aus dem Heerde aufsteigenden fascinum des Lar den Servius Tullius (Ovid, Fasti VI, 627. Plinius, Nat. hist. XXXVI, 70. ed. Sillig V, 375. Plutarch, De fortuna Romanorum. Op. ed. Reiske VII, 281. Klausen a. a. O. II, 757. Besnard, Arnobius 148. 472. Schwartz, Studien 278. Aehnlich die Sage aus dem Hause des Albanerkönigs Tarchetios, nach Promathion bei Plutarch, Romulus c. 2. Reiske I, 78 f. Schwartz, Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Roms, Jena 1878, 39).

## Anhang II (zu S. 155).

Eigentlich hat die Alraunwurzel (*Atropa mandragora* Linné) eine stark betäubende Wirkung, daher ihr vlämischer Name *dolappel* (Lemnius, *Herbarum atque Arborum quae in Bibliis passim obviae sunt, explicatio*, Antverpiae 1566, 5<sup>b</sup>). Das wusste schon der karthagische Feldherr Maharbal, der den Wein seines Lagers mit Mandragoras vermischte und in verstellter Flucht den Feinden überliess, um dann über die besinnungslos trunkenen herzufallen (Julii Frontini *Strategemata*, L. II, c. 15, 12. ed. Gundermann, 60, 12). Selbst der in der Nähe von Reben wachsende Mandragoras soll dem daraus gezogenen Wein seine einschläfernde Kraft mitteilen (Plutarch, *De audiendis poetis*, Op. ed. Reiske VI, p. 54). In der alten Medicin diente denn auch Mandragoras als Schlafmittel (*πρός ἕπνον*, Theophrast. *Hist. plant.* IX, 9, 1) und wurde besonders als Narkotikon bei chirurgischen Operationen von Hippokrates, Galen und Celsus empfohlen (*Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales*, 2. Série, IV, 487). Daher die sprichwörtlichen Redensarten *ἐπὶ mandragόρου καθεύδειν, mandragόραν ἐπιπεπικέναι* (Caelsius Rhodiginus, *Lectiones ant.* L. XVII, c. 24, Lugduni 1560, II, 514. Vergl. Stephanus, *Thesaurus* V, 560 f.). Von dieser Wirkung reden Plinius (*N. H.* XXV, 94, 150. ed. Sillig IV, 150), Dioskorides (*De mat. med.* IV, 76. ed. Sprengel I, 570 ff.), Galenus (*De simplicium medicam. facultat.* L. V, c. 19. Op. ed. Kühn XI, 766), Athenaeus (L. XI, p. 504, C) und zahlreiche Schriftsteller des Mittelalters wie der Verfasser des syrischen Physiologus (c. 62. Land, *Anecdota Syriaca*, Lugduni 1875, IV, 79 f.), Isidor (*Origines* XVII, 9), Rhabanus (*De universo*, s. Fellner, *Compendium* 192), Papias (s. v. *Mandragora*), Williram (*Deutsche Paraphrase des Hohen Liedes*, h. von Seemüller, *Strassburg* 1878, 58), Hugo von St. Victor (*De bestiis et aliis rebus*, L. II, c. 26. Migne, *Patres lat.* CLXXVII, 74), das Trudberter Hohelied (h. von J. Haupt, *Wien* 1864, 125, 17), Alexander Neckam (*De laudibus divinae sapientiae* VII, 287, ed. Wright 479), Ibn Beithar (*Uebers. von Sontheimer* II, 592 ff. *Notices et Extraits* XXVI, 1, 419 f.), Bartholomäus Anglicus (*Liber de proprietatibus rerum* XVII, 104), Richard de Fournival (*Bestiaire d'amour*, p. p. Hippeau, *Paris* 1860, 145), Nicole Bozon (*Contes moralisés*, p. p. Toulmin Smith et P. Meyer, *Paris* 1889, c. 57), Konrad von Megenberg (*Buch der Natur* 407, 6), *Le grant herbier en François* (imprimé nouvellement à Paris par Jehan Trepperel, o. J., fol. CVI, c. CXXI, a). Mandragoras und Opium sind Hauptingredienzen in den Betäubungsmitteln des Hugo von Lucca und des Bischofs Theoderich von Cervia aus dem Ende des 13. Jahrhunderts (Lagneau, *Des anesthésiques chirurgicaux dans l'antiquité et le moyen âge*, s. *Comptes rendus de l'Académie des Inscriptions et Belles Lettres* 1885, 4. Série, XIII, 168 f.), Mandragoras-Oel und Absud der Mandragoras-Rinde in dem äusserlich anzuwendenden Narkotikon des gleichzeitigen Bernhart Gordon (*Lilium medicinae*, Lugduni 1559, 915). Vergl. Matthaëus Sylvaticus, *Opus Pandectarum medicinae*, c. 491, Venetiis 1540, fol. 131, c. Celsius. *Hierobotanicon*, Amstelaedami 1748, I, 7 f. Dass die Türken sich dieses Betäubungsmittels bei Castrationen zu bedienen pflegten, berichtet Jean Bodin in seiner *Daemonomania* L. I, c. 12 (deutsche Uebersetzung von Fischart, *Hamburg* 1698, 176) und nach ihm Joh. Schenck (*Observationes med.* II, 20). Im 16. Jahrhundert begegnet es zwar noch bei einzelnen Schriftstellern, wurde aber nach dem Zeugnis des grössten Chirurgen jener Zeit, Ambroise Paré, von den Aerzten nicht mehr angewendet (Lagneau a. a. O. 165 ff.), wegen seiner Gefährlichkeit (Valentini, *Museum Museorum*, *Frankf.* 1704, I, 199 f.).

Man muss sich billig wundern, wie ein solches die Sinne bis zur Lethargie lähmendes Kraut (Grevin, Deux Livres des Venins 287) in den Ruf eines Aphrodisiacums kommen konnte. Freilich wurde ja auch das Opium für ein solches gehalten (s. z. B. J. C. Scaliger, De subtilitate, Exerc. 175, fol. 236<sup>a</sup>. Marcellus Donatus, De medica historia mirabili, Mantuae 1586, fol. 228<sup>b</sup>. Vergl. oben 160). In der Tat bezeugt schon Theophrast, dass man bei der unter abergläubischen Ceremonien sich vollziehenden Gewinnung der Alraunpflanze von Liebessachen reden müsse und dass sie zu Liebestränken verwendet werde (Hist. plant. IX, 8, 8. IX, 9, 1); und Dioskorides bemerkt, dass sie auch das Kraut der Circe (*κικκία*) genannt werde, weil sie zu Liebestränken diene (De mat. med. IV, 76. Vergl. Sylvaticus a. a. O. Celsius, Hierobot. I, 5). Daher führte Aphrodite als Patronin der Liebestränke den Beinamen *Μανδραγορίτις* (Hesychii Alexandrini Lexicon, rec. M. Schmidt, Jenae 1858, III, 69), und noch zur Zeit des Gaspar de los Reyes sagten die Portugiesen von einem, der sich bei allen Menschen beliebt machte, er habe die *mendracula* (Elysium campus 309). Die Gelehrten haben zwar frühe schon gegen die aphrodisische Wirkung der Wurzel Zweifel erhoben (Celsius, a. a. O. I, 8); aber der Glaube hat sich, wenigstens im Orient, bis in unsere Zeit erhalten (Grässe, Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters, Dresden 1850, 52. Knobel, Die Genesis, 2. Aufl. Leipzig 1860, 244). Diesem alten Glauben ist es auch zuzuschreiben, dass die bekannten *Dudaim*, die Liebesäpfel, welche Ruben seiner Mutter Lea vom Felde bringt und diese an ihre Schwester Rachel verhandelt (Genesis 30, 14), von den griechischen und lateinischen Bibelübersetzern sowie von Flavius Josephus (Antiquitates Judaicae I, 19, 7) mit *μῆλα μανδραγορῶν*, *mandragorae mala*, *μανδραγόρον μῆλα* wiedergegeben wurden, daher auch die Rubeniten in ihrem Banner die menschenähnliche Alraunwurzel führten (Celsius I, 5). *Quis Rachaelem et Lyam*, sagt Joh. Lange von Lemberg, *venustas quidem, sed steriles Jacobi Israelitae uxores, mandragorae poma sterilitatis esse antidotum docuit? Certe Ruben filius, Dei Israelis monitu* (Epistolae medicinales, L. II, ep. 2, p. 549). Gegen diese Identifizierung spricht freilich schon der eine Umstand, dass die Dudaim nach dem Hohenlied (7, 14) angenehmen Duft verbreiten, während der Mandragoras übel riecht (Ausführliches s. Celsius I, 1 ff. Literatur bei Grässe, a. a. O. 51, Anm. 4). Rachel begehrt die Liebesäpfel offenbar als ein Mittel gegen ihre Unfruchtbarkeit, und ihre spätere Schwangerschaft wurde, obgleich der biblische Text nichts davon sagt, als eine Wirkung des Aphrodisiacums aufgefasst (s. z. B. Gaspar a Reies, Elysium campus 305 ff.). So erhielt der Glaube, dass Mandragoras die Empfängnis befördere, bei Juden, Christen und Muhammedanern geheiligte Autorität. Die weiteste Verbreitung wurde ihm durch den in den ersten christlichen Jahrhunderten entstandenen und in fast alle Schriftsprachen übersetzten Physiologus zuteil (Griech. Text, c. 43, 2, bei Lauchert, Geschichte des Physiologus, Strassb. 1889, 271 f.). Die älteste deutsche Uebersetzung aus dem 11. Jahrhundert erklärt Mandragoras geradezu als Kindleinkraut, *daz ist chindelina wirz* (Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa, 3. Ausg. von Steinmeyer, Berlin 1892, I, 264, c. 8, 2). Diese Erklärung hat der deutsche Uebersetzer selbständig hinzugefügt; in den lateinischen Texten steht sie nicht (s. z. B. Mélanges d'Archéologie, Paris 1856, IV, 57. 58). Die befruchtende Wirkung erwähnen im 13. Jahrhundert Bartholomäus Anglicus (XVII, 104), Albertus Magnus (De secretis mulierum, Amstelod. 1669, 120. Deutsche Uebers. Frankf. 1608, Bl. 14<sup>b</sup>), Petrus Crescensius (De Agricultura, Basileae 1578, 339), ferner das altfranzösische moralisierende Gedicht von den Eigenschaften der Dinge aus dem 14. Jahrh. (*A fame concevoir moult vaut*. Romania XIV, 477, N. XXXII, 21). Auch der „princeps medicorum“ im 15. Jahrhundert, Johann Michael Savonarola, zählt unter den die Empfängnis erleichternden Mitteln Mandragoras auf (Practica de acgritudinibus a capite usque ad pedes, Venetiis 1486, fol. 2, col. 2. fol. 4, col. 3). Dass die

Landstreicher des 16. Jahrhunderts mit der künstlich in Menschengestalt zugestutzten Alraunwurzel unfruchtbare Frauen betrogen, bezeugt Matthioli in seinem Kommentar zum Dioskorides (in Lib. IV, c. 61. p. 478). Schon im 10. Jahrhundert sah Razi, wie eine Frau die Wurzel im Tranke einnahm, um schwanger zu werden (die Stelle siehe J. Schenck, *Observat. med.* II, 818. Nach den Uebersetzern des Ibn Beithar handelt es sich aber nur um „fett werden“, s. Uebers. von Sontheimer II, 594. *Notices et Extraits* XXVI, 1, 420). Ueber diese befruchtende Wirkung vergleiche man noch: Tabernaemontanus, *Kräuter-Buch*, Basel 1687, 979<sup>b</sup>. Praetorius, *Anthropodemus Plutonicus*, Magdeburg 1666, II, 173. Tharsander, *Schauplatz vieler ungereimter Meinungen*, Berlin und Leipzig 1736, 8. Stück, 558. 562. 568. Grässe, *Beiträge* 52. Friedreich, *Symbolik und Mythologie der Natur*, Würzburg 1859, 275. Karl Haupt, *Sagenbuch der Lausitz*, Leipzig 1862. I, 65. Die Ansichten der alten Aerzte schwankten auch hier. Wie schon Peter de Crescentiis die Wirkung für einen bestimmten Fall, bei zu grosser Hitze des Uterus, nicht ablehnen wollte, so war auch der holländische Arzt Levinus Lemnius († 1568) geneigt, sie für die heissen Klimate zuzugeben (a. a. O. 6<sup>a</sup>). Der Schwede Celsius aber († 1679) leugnete sie ganz (a. a. O. I, 8 f.). Sylvaticus in seinen medicinischen Pandekten zählt eine lange Reihe von Heilkräften des Mandragoras auf, darunter auch solche gegen Uterusleiden, gedenkt aber nur seiner zur Liebe reizenden, nicht seiner befruchtenden Eigenschaft (fol. 131, col. 3 ff.). An der Stelle, wo der Dioskorides der Araber, der gelehrte Ibn Beithar, in seinem Wörterbuch der Arzneimittel zum ersten mal auf die Alraunpflanze zu sprechen kommt, kramt er ganz gegen seine Gewohnheit eine Reihe von Wunderfabeln aus. Sie heisst bei den Mauren in Andalusien *siráj el-kotrob*, Lampe der Elben, weil ihr Stengel nachts leuchtet. Sonst nennen sie die Araber „Kraut des Götzenbildes“, weil ihre Wurzel Menschengestalt hat. Salomon trug sie in seinem Siegelring, wodurch ihm die Genien untertan wurden. Auch dem König Alexander dem Zwiegehörnten diene sie auf seinem Zuge vom Osten nach dem Westen. Sie hilft gegen alle von Genien, Dämonen und vom Satan verursachten Krankheiten, auch gegen Lähmung, Krämpfe, Epilepsie, Elephantiasis, Geisteszerrüttung und Gedächtnisschwund und schützt überhaupt vor jeglichem Unfall, selbst vor Dieben und Mördern. Auch das bekannte Verfahren, die Wurzel durch einen Hund aus der Erde ziehen zu lassen, erwähnt er und fügt hinzu, er sei selbst davon Zeuge gewesen, habe jedoch die Behauptung, dass der Hund dabei sein Leben verliere, falsch gefunden. Dass sie die Empfängnis befördere, sagt er nicht, wohl aber, dass sie die Schwangeren vor Fehlgeburten bewahre und die Entbindung erleichtere, auch Blutflüsse heile. (Uebers. von Sontheimer II, 14 ff. 594. Leclerc, in den *Notices et Extraits* XXV, 1, 246, hat einen Teil der Wundergeschichten weggelassen). Von einer heilsamen Einwirkung des Mandragoras auf die Gebärmutter wusste übrigens schon Dioskorides (*De mat. med.* IV, 76. ed. Sprengel I, 570 ff.). Ausführlicheres über die Mandragoraswurzel siehe *Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft*, 1891, 726 ff.